

DIE FACKEL

Nr. 413—417

10. DEZEMBER 1915

XVII. JAHR

Extraausgabe — !

Nun sinds so viele Monde, daß der Ruf
der hiesigen Natur intabuliert ist.
Nie mehr wird er verschwinden. Täglich, stündlich,
in jeglicher Minute nahm ihr Ohr
ihn auf. Er bleibt ihr fortan einverleibt.
Sie hört ihn, wenn der letzte Anlaß, ihr
so zuzusetzen, längst begraben ist;
sie tönt ihn noch, wenn ihn kein Mund mehr ruft;
und täglich, stündlich wird es sein, wie jetzt.
Wann immer du dein Haus verlassen willst,
wo immer du aus einem Tor hinaustrittst,
wo du auch gehst und stehst, der Ruf ereilt dich,
ist da und packt dich, hat dich, hält dich fest
und zwickt dich, und du mußt ein Ohr behalten
für die Stationen dieser Höllenfahrt,
wirst wissen, wie die Welt läuft, je nachdem.
Die Stadt, der alles Chaos wird zum Bild,
zum Sinnbild ihrer selbst, zum Wahrzeichen,
und zur Musik auch, hat dich lebenslänglich
genarrt mit falscher Optik. Und nun ist
im Drang der Zeit die falschere Akustik
ihr zugewachsen. Menschen standen
schlecht im Raum; im Knäuel des Verkehrs warst du
imstand, den Teint zu unterscheiden. Schau,
der hat ein weißes Haar hier an der Schläfe,
und der Passant dort wird halt auch schon alt.
Gut aufgelegt ist der heut, jener aber
muß Sorgen haben. Lauter Solospieler
begegnen dir, es fehlt Komparserie.
Du triffst nur immer solche, die im Chor
so mitzuwirken aus Gefälligkeit
entschlossen sind. Doch stellt sich vor der Oper
ein Mann nur hin, so ist dir jede Aussicht
ins weitere Leben gänzlich abgesperrt.
Im Korridor des Schnellzugs ein Reklambild,
zur Anlockung der Fremden angebracht,
zeigt dir den Platz, ein rechtes Großstadtzentrum,
und du erkennst gleich die Persönlichkeit
von drei Passanten, einer wendet sich
und lächelt zu dir, wissend, was er ist.

Er ist, was eben jeder Wiener ist,
und jeder anders: eine Sehenswürdigkeit.
Am Fuße jedes ihrer Einwohner
liegt diese Stadt. Es ist halt ein Malheur.
Ein Schnurrbart zwirbelt sich als Hindernis,
du kannst nicht weiter, ohne anzustoßen.
Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
doch hart im Raume stoßen sich die Wiener.
Sie stehen umeinander unter andern
und stehn auch in der Zeitung so herum,
anwesend stets, die eigene Ausstellung
eröffnend, nur verbunden durch den Gruß,
denn jeder hat die Ehre, keiner hat sie.
Wie kam denn das? Bei Gott, der schlechte Zeichner
neuwiennerischen Farbenwitzes hat
den Menschen hier nach seinem Ebenbild
geschaffen, alles ist lebendig, springt,
ist quietschvergnügt und dennoch todesstarr.
Ein Schönflug zog des Lebens Ackerfurche,
Aus der kein Halm mehr wächst. Die Luft ist Wand,
an der der Mensch klebt, hoffnungslos verzappelt,
und alles ist verschoben, ist verrückt
nach dem Gesetz der falschen Perspektive.
Und etwa noch nach dem Gesetz der Trägheit,
indes die Schwerkraft aufgehoben ist.
Die Menschen schreiten auf dem Fleck, die Pferde
sie hängen in der Luft. Er ist ein Dämon.
Was geht, das steht; was steht, das fällt; was fällt,
das geht. Im Zerrspiegel siehst du die Leute,
sie sind zu dick, zu dünn, Lachkabinett
ist ihre Wohnung und die Weltkugel
ein buntes Glas, worin bald breit, bald lang
der Wiener lachend sein Gesicht beschaut.
Verzeichnet sind sie und verzeichnet stehn sie
im Schicksalsbuch. Der Zeichner war ein Dämon.
Nun aber hat sich, wer will es bezweifeln,
ein böser Musikant hineingemischt.
Du warst genötigt, Menschen anzusehn,
die du nicht sehen wolltest. Die du aber
nicht hören wolltest, die mußt du nun hören.
Ein Knirps hier macht den Horizont dir voll,
wenn den der Stephansturm dir nicht verdeckt hat:
du siehst nichts andres mehr, du lebst im Dunkel.
Nun füllt er dir den Weltraum mit Geräusch:
du hörst nichts andres mehr! Hat die entfesselte
Schar von Proleten, die einst an der Wand
des Lebens stand und stumm war, stumm die Hand
zum Betteln zeigte, denn kein Lampenfieber?
Proles ist Prodromos. Das rast und rennt
dem Sieg voran und will ihn überbieten.
Das sind die wahren Herolde der Tat,
in ihrer Unbegreiflichkeit ist aller

Zusammenhang mit ihr — so halt sie auf,
mach sie verantwortlich und frage sie:
wie lang' es, wenn sie's schon verschuldet haben,
nach ihrer Meinung wohl noch dauern mag!
Sie wissen es, sie kommen von der Quelle,
sie rühmten sonst so laut sich nicht der Tat.
Was steckt wohl hinterm Spuk? Hier ist ein Pflaster,
daß sich die Technik auf die Füße trete.
Reste von Wald und Blut empörten sich
und wollten anders als der Taxameter.
Sie hatten recht, nun aber ist er da:
so funktioniert denn nur das Handgemenge,
in dem Natur hier kämpft mit dem Betrieb,
ohnmächtig beide, beide unterliegend.
Verstecken spielt das Individuum,
spaßt mit der Technik und treibt Schabernack,
unfaßbar hinter einem Telephon,
doch immer gegenwärtig, gutgelaunt: »Ja,
mir haben Sie die Nummer nicht gesagt!«
Unsichtbar will sie ein Gesicht doch haben.
Sie ist nicht Amt, sie hat noch eine Meinung;
sie sagt nicht: »Hier Amt«, sie sagt frisch: »Halloh?«;
sagt die »Halloh« hier, sagt die andere »Bitte!«;
die dritte sagt nicht »Bitte«, sondern anders,
die ist's, die »Pittapittapitta« sagt.
Ich kenne sie genau, ich unterscheide,
doch nützt es nichts, denn sie verleugnen sich.
Gespräche geben sich ein Rendezvous
und tauschen, rauschen, lauschen, plauschen, mauscheln
und hatschen, ratschen, tratschen miteinander,
die Drähte liegen wie nur Kraut und Rüben,
nein, Kraut und Rüben liegen wie die Drähte,
sie liegen Kruzitürken übereinander!
Das Telephon ist Störung. Das Büro
für Störung aber ist die Zuflucht jener,
die nicht gestört sein möchten. Hundert Käuze
sind dort im Ruhstand, jeder lebt für sich,
läßt dich noch einmal alles sich erzählen,
wie sich's begeben hat und wie es oft
im Leben schief geht, kann man halt nichts machen.
So ward das Chaos aus der Welt erschaffen.
Das Leben ist nur eine Unterbrechung,
der Mensch ist falsch verbunden mit der Zeit.
Dem unverständlich, der sie spricht, die Sprache.
Sagst zwei du, ist es drei, hört fünf sie, sieben,
neun ist soviel wie eins. Das Einmaleins
der Hexen ist es, das dich so betrügt;
magst welche Nummer immer du verlangen,
sie kommt dir nicht heraus, und wäre sie
dir selbst erlangbar, glückt es dennoch nicht:
frei ist besetzt, besetzt ist aber frei,
du sprichst mit einem und es ist ein anderer.

Alles ist windschief und des Lebens Sinn
der Irrsinn und des Lebens Instrumente
parieren nicht dem Leben und der Zweck
ist widerspenstig, wenn die Mittel wollen.
Ein ewiger Zank mißfälligen Dialekts
von schlaffen Zungen, die das Wort nicht halten,
füllt Tag und Nacht und nennt sich Pallawatsch,
und schmeckt wie das Gemisch, das diesen Zungen
ein Wohlschmack ist: der eingebrannte Brei,
bereitet aus Gemüse wie Gehirnen.
Gut eingestäubt nach dem Rezept sind auch
die Straßen und der allbeliebte Kot
ist wie ein gutes Papperl populär.
Windschief ist alles, selbst der Wind geht schief,
das Klima will nicht und der liebe Frühling
spielt nicht mehr mit; es zieht, wenn alles zu,
bei offenem Fenster tritt Erstickung ein,
die Erde regnet und es staubt vom Himmel;
drum spritzt man auf, wenn alles eh scho naß ist,
ist Staub, so wirbelt man ihn gschwind noch auf,
ist keiner, gleichfalls, mit der Kehrrechtwalze.
Auf solchem Weg erschwert dir nun den Schritt
der Nachbar, der sich dir wie eine Mehlspeis
serviert, auch wenn du keinen Appetit hast,
aus Mehl und Wasser eine Spottgeburt.
Die Sorte ist Melange aus Jud und Christ;
noch mehr Persönlichkeit hat die Melange:
mehr Haut, mehr Gold; mehr licht, mehr dunkel. Schale,
Teeschale, Nuß und Glas, weiß, braun und Kapo,
verkehrt und obersgspritzt und Doppelschlag.
Dem unterwarf sich die Bevölkerung,
in »Schlag—« und »Hautesser« teilt man sie ein.
Willst aber selbst du essen, dann bedauert
der, der dir dienen soll, daß er dir nicht
mehr dienen kann, und streicht vor deinen Augen
die Speisen alle, die du schon geschmeckt hast,
nicht vorher wußt' er's und er mußte warten,
bis du mit deinem Wunsche ihn gemahnt hast,
dann fragen zehn Verschiedene nacheinander,
ob du denn schon befohlen hast, bittee.
Es gibt nur Linzer, Sacher, Wienertascherln,
Powidltatschkerln und Engländer,
Gott strafe England, und du hilf dem Wirt,
die alte Anisscharte auszuwetzen.
Vielleicht ist aber aufmerksamer Weise
für dich das Protektionsportionderl
der weltbekannten Spezialität
der Zeppezauerschnitte reserviert.
Hast du gegessen, willst du dafür zahlen,
so rufen sie dir selbst und dann einander
das Wort zu: Zahlen!, keiner aber hörts,
der Mann, den du bezahlst, weil du ihm zahlst,

ist tief beleidigt, kommt nicht, tötet sich
vermutlich in der Küche. Einer ruft
dir plötzlich das Memento: Soss bittee!
Du weißt nicht, was es soll bedeuten, willst
verzweifeln, da gewahrst du, wie ein bleicher
käsweißer Mann, der Todesengel ist es,
durch dieses Wirrsal schreitet und auf dich
zuschreitet, denn der Augenblick ist da,
dich, dem der Lebensmut schon sank, zu grüßen.
Es gibt noch Grüßer. Nein, es gibt nur Grüßer.
Du bist ein Raunzer; mache den Versuch,
flieh aus der Hölle, nimm den nächsten Wagen,
wenn du ihn kriegst, das heißt, wenn er nicht »bstöllt« ist.
Dann aber wird der Kutscher selbst dich rufen,
denn er hat heut noch keine Fuhr gehabt.
Er mietet dich. Er trinkt noch schnell Kaffee,
das Pferd steht da, nachdenklich wie der Mensch
kreuzt es die Beine, kriegt dann selbst ein Futter,
dann deckt der Mensch es ab und nimmt die Decke,
womit der Mensch den Taxameter zudeckt,
damit kein Mensch ihn nie mehr sehen kann.
Bist du so weit und ist es dir gelungen,
den Wagenschlag zu öffnen und zu schließen,
so wird er wieder aufgehn, eine fremde
Persönlichkeit steht da mit nackten Füßen,
läßt Wind und Regen ein, verlangt dafür
und weil's ihr ohne deine Hilfe glückte
und ohne ihre Hilfe dir gelang,
den Wagenschlag zu öffnen und zu schließen,
für diese beiderseitige Mühewaltung
Belohnung; hat sie sie, so schließt sie ihn.
Willst du dann weiter kommen, so steig aus;
kommst trotzdem weiter nicht, denn »bitte links«
mußt du ja gehen, doch es geht nicht, alles
bleibt stehn und geht es, geht es rechts und links.
Ein Pferd fällt: steht der Mensch; doch nicht aus Mitleid.
Fällt keines, steht er auch aus Neugierde.
In solchem Falle geht es erst nicht weiter,
nicht Pferd, nicht Mensch. Nichts geht im Leben weiter.
Es geht zugleich und steht, drum stolpert es.
Dies Unwesen, anstatt im Bund der Zucht,
die nichts als Zucht ist, endlich sich zu bändigen,
entartet an dem Vorbild immer mehr.
Sie durften schweigen und sie mußten rufen,
so schreien sie. Die Extraausgabee,
das ist ein Ruf, der anderwärts, so traurig
solch Ende ist, das Leben selbst bedeutet.
Wo Leben nur Betrieb ist und Betrieb
das Leben, in Berlin, gehörts dazu,
fällt nicht aus dem Ensemble, Mann und Ruf.
Wo Menschen singen, ist auch dieser Ruf
Musik. Musik kann eine Plage sein,

doch sie gehört dazu, bleibt im Choral.
 Hier ist Diskant von Leben und Betrieb.
 Ein gräßlicher Proletenton dringt vor
 und etabliert sich als das Weltgerausch.
 Triffst du hier ein, kommst mit der Südbahn an,
 Unglück genug; kein Wagen weit und breit,
 doch hörst du, daß Kragujevaz erobert!
 Du nicht und keiner, der es ruft, und niemand
 weiß damit etwas anzufangen. Keiner
 hilft vom Gepäck dir, doch ein ganzer Chor
 von Aufgeregten, die aus eigenem Antrieb,
 nicht von Hotels entsandt sind, streckt ein Blatt
 entgegen dir, sie sagen, was drin steht,
 einstimmig sagen sie, weil du's nicht glaubst:
 soeben sei Kragujevaz erobert.
 Nichts wirst du sehn als Mäuler. Keuchend rast
 durch menschenleere Gassen einer, weckt
 das tote Leben aus dem Schlaf und ruft
 und gibt nicht nach: »Krakujefaz eropaat!«
 »Fenädig pompatiert!« versetzt ein anderer,
 zwei laufen um die Wette, wie bereit,
 sich zu »derstessen« für das Vaterland,
 sich aufzuopfern für die letzte Wahrheit,
 Mobösch, sprich Maubeuge, sprich Mohnbeugl,
 sei, wie es sich von selbst versteht, gefallen.
 Wie aus dem Ziehbrunnen stöhnt es empor,
 ein Weh der Menschheit, »Eeextraausgabää — !«
 Dann wieder brüllt es: »Zweate Oflagee
 vom Tagblad!« »Weltblad! Extraausgabää — «;
 »Teitscha Bericht!« drischts auf die Schädel ein.
 Bald ist es Jamma, bald ists Anklagee,
 oft hörst du nur ein windverwehtes » — — bäää — «.
 Ich sitz' am Schreibtisch, schreibe dieses Lied,
 schließt sich der Vers nicht, hör' ich draußen: » — — bäää — «.
 Schlag vier beginnt es. Nicht allein Tragöden,
 auch Humoristen wachsen aus der Erde.
 Ein Mäderl von acht Jahren bietet dir
 »achttausend Russen für zehn Heller« an,
 und »hunderttausend tote Italiener«
 bekommt man um denselben Preis, warum nicht,
 dem Wiener ist's Musik, kein Kusch erwidert.
 Masurisch Ende ist eine Schlamastik,
 verglichen mit dem Wiener Kot ein Gspaß.
 Ein blasser Bettelbub sagt seinen Spruch,
 steht neben deinem Tisch, doch nicht wie einst:
 die Eltern seien beide im Spital,
 sondern mit Leichenbittermiene sagt er,
 wie ein Geheimnis: »Schwere Niederlage
 der Italiener.« Dafür kriegt er Geld.
 Klein Zaches hüpf't von Tisch zu Tisch, verbeugt sich:
 »Ssick über Ssick! Gewaltiger Ssick errungen
 vom Hindenburg, Rußland und Frankreich fertig,

Gott strafe England, und vernichte gleich
 Italien!« Ist dies geschehn, entspringt er —
 man lacht. Dort kriecht etwas und kreischt,
 zurückgeworfene Russen anzubieten!
 Galiziens Flut fand Anschluß an den Strom,
 daß Katarakt uns lärmend überfällt.
 Hier an der Kärntner—Ecke, wo das Leben
 sich brandend bricht, weil vor ihm selbst ihm schlecht wird,
 hörst du am lautesten die Mißtöne
 des völlig ungenierten Hinterlands.
 Du siehst den Flüchtling Isaak Willichfort,
 der nicht wie mancher reichere Landesmann
 in der Pension wohnt, welche »Wiezuhause«
 sich nennt, hier siehst du ihn im Kaftan stehn,
 und hörst, wie er den Tonfall hat gelernt
 und wie er lockruft: »Eextra—osgabee!
 Koofen Sie ab mir meine liebe Herrn!«
 Hier läuft ein Weib mit einem Naschmarktmaul
 und regt sich an der neuen Meldung auf,
 besagend, Schaabaaz sei grad jetzt gefaalen.
 Hier wiegt sich eine in den Hüften, wirft
 so für sich selbst es hin: »Halb Serbieen
 eropaat!«, lächelt, geht und gibt es weiter.
 Zwei Stümpfe und ein offener Mund stehn da.
 Ein Krüppel ist es mit Persönlichkeit,
 kein Invalide dieses Weltkriegs ist es.
 Stellt sich verkündend übern Fahrweg hin,
 richtet ein Standrecht so auf Stelzen auf,
 als wär' der Rumpf allein auf dieser Welt,
 in ihm das ganze Krüppeltum der Welt
 verkörpert, nein, der Weltkörper verkrüppelt.
 Mit dumpfem Ruf entschädigt sich der Rumpf:
 »Extrerausgabee! Halb Serrbien ganz arrobat!«
 So pflanzt er sich auf seinen Hölzern auf,
 daß der Betrieb hindurch muß, wenn er kann.
 Hier klingts wie Streit, dort rufen sie um Hilfe,
 sie kommen schon. Was aber sieht man hier?
 Schweigende gehn auf Krücken, unbeachtet,
 zuckende Leiber, Höllenbrand im Auge.
 Verweist der Ruf auf sie? Wird ihnen Hilfe?
 Dazwischen Leiber, die nicht Narben haben,
 doch Lieferungen, und es fällt das Wort,
 der Lieferant sei auch nicht zu beneiden,
 das Friedensrisiko sei nebbich groß. — —
 Nun aber bleibt stehn, habt acht und seht,
 herzbrechend Schauspiel hier vorüber geht.
 Die große Zeit persönlich schleppt sich weiter
 und das ist eine Bettlerin. Begleiter
 ein Kind am Arm, ein Säugling auf dem Arm,
 ganz arm ist sie; die Stimme, kein Alarm,
 ist nur ein Seufzer, nur das eine Wort,
 ein einziger Fluch, von dieser Lippe fort

schleicht er sich weltwärts: »Neue Freie Presse!«
Das Kind begleitet: »Neue feile Pesse!«
Es lallt der Säugling: »Leie leie lelle!«
Im Anfang war das Wort. An dessen Stelle
wird jetzt das Wort der Welt das Ende bringen.
Die Amme Zeit wird so in Schlaf sie singen.
Mit solchem Rufe werden sie geboren.
So rufen sie dem Welttod in die Ohren.
Und hört er noch nicht, bleibt's wie eh und je —
dann brüllt es ewig Eeextraausgabe — !

Dialog der Geschlechter

Ein Quodlibet

Aus Hannover wird telegraphiert, daß die dortige Zensur die Aufführung von Strindbergs »Vater« am Residenztheater verbot. Das Stück *passee aus ethischen und ästhetischen Gründen nicht in den Ernst der Zeit*.

Wenn man sich die Tonnen Unflats, die, den Dimensionen der Zeit entsprechend, allabendlich von Deutschlands Bühnen herab über Deutschlands Volk entleert werden, als Schiffsladung vorstellen wollte, so dürfte der Dampfer »Vaterland« als ein Schinackel erscheinen. Aber eben darum erweist sich das Verbot des Strindbergschen Werkes als eine aus ethischen und ästhetischen Gründen erflossene Schutzmaßregel gegen den Bürger, der sich vom Ernst der Zeit bei Kraatz und Stobitzer¹ erholen muß, indem man bekanntlich nach des Tages Müh' und Wucher »sich amüsieren will«, welches Wort längst kein Fremdwort mehr ist, sondern ein auch von der Berliner Polizeidirektion anerkanntes und von dem Eigenschaftswort »amüsic« abgeleitetes Zeitwort. Sollte aber aus dem Hannoverschen Verbot etwa zu schließen sein, daß uns wieder einmal die ganze Richtung nicht paßt, so würde sich das Bedürfnis nach einer endgültigen Norm für eine zulässige Behandlung des Problems der Geschlechter auf der deutschen Bühne herausstellen. Wie, in welchen Tönen, bis zu welchem Grad der Aufrichtigkeit dürfen sie zueinander sprechen? Eine Balkonszene wie die zwischen Romeo und Julia hat trotz der »Reinhardtschen Aufmachung« wenig Verlockendes und an und für sich mehr die Faßong dessen, was der Aufgeklärte einen Klimbim nennt. Wie Strindberg die Geschlechter sieht, ist aus ethischen und ästhetischen Gründen nicht vorführbar. Aber es gibt einen goldenen Mittelweg. Es gibt einen Dialog, der alles enthält, was die neuzeitliche Seele eines Volkes zu offenbaren hat, wenn Er und Sie sich gegenüberstehen und die letzte schuldvolle Wahrheit einander vorhalten. Gewiß glaubt man jetzt, ich würde die umfassendste Liebeserklärung zitieren, die je ein Dichter geformt hat und die da lautet:

Ach Irma, ach Irma,

1 Populäre Possen— und Lustspielautoren

dich liebt die ganze Firma!

Nicht doch. Es war zwar das Hohelied der protokollierten Liebe, aber die Geliebte bleibt darin stumm, und nur die Sehnsucht des Mannes, die nach Kontorschluß plötzlich hervorbricht, hat Flügel und Worte. Haste Worte? müßte man auch sie fragen, die sich so von einer G. m. b. H. angeschwärmt fühlt, und sie dürfte antworten: »Nee, nich zu machen, schließt von selbst!« Er aber läßt sich nicht abschrecken, und die sachliche Lebensanschauung des deutschen Mannes, die auch in der Liebe ohne Ansehen der Person urteilt, spricht sich allsogleich in dem Bekenntnis eines Entschlossenen aus, der geschäftlich reüssiert hat und dem zum vollen Glücke nur eines fehlt:

Kinder, ich brauch' ein Verhältnis,
das möglichst pompös gestellt is.
Ob sie stark oder schlank wie die Birken,
ejal — dekorativ soll se wirken!

Aber ein Verhältnis ist schließlich noch nichts, was uns über die Beziehung der Geschlechter orientiert. Wohl wäre er in einer schwachen Stunde fähig, sich loszureißen und ihr den starken Entschluß zu eröffnen:

Rosa, wir fahren nach Lodz!

und er wäre wohl auch der Mann, diesen Entschluß auszuführen. Es würde aber selbst diese Regung weniger die erotische Seite des Lebens betreffen als die Tüchtigkeit, die den ersten zwischen Himmel und Erde verkehrenden D—Zug ¹ benutzen wird. »Ja, die wahre Liebe, ist das nicht«, sagte man einst, sondern es ist, wie immer in dieser Kulturzone, mehr die Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen, des Praktischen mit dem Dekorativen. Wo bleiben die Troubadoure? Jetzt aber wird auftreten Willy Wenzke, genannt der süße Willy, der Liebling der Damenwelt. Er fragt unvermittelt:

Ist denn kein Stuhl da, Stuhl da, Stuhl da
für meine Hulda, Hulda, Hulda —

nee, is nich. Das ist bloß Galanterieware, nicht Leidenschaft. Sofort treten vier uniformierte Chordamen in die Bresche, die mit vorgeworfenen Schenkeln und die Oberlippe streichend, behaupten:

Ja, wir sind eine eigene Rasse,
tralala lala lala.
Zivil ist ganz 'ne faule Klasse,
tralala lala lala.

Nachdem sich dies unter lebhafter Zustimmung des Zivils begeben hat, tritt eine Dame in Zivil auf, die, die Hände abwechselnd vom Busen in die Richtung zum Publikum führend und zwischendurch gleichfalls die Oberlippe streichend, die Versicherung abgibt:

Ja, so ein Leudenant
so schick und sauber
wirkt auf ein Mädchenherz
als wie ein Zauber.
Zum Beispiel ein Husar, ein Kavallrist —
besonders, wenn er schick und sauber ist!

Das ist sicherlich schneidig, hat aber heute doch, wegen der stofflichen Verallgemeinerung eher an Verständnis verloren als gewonnen und bringt wieder nur die Ekstase des Weibes zum Ausdruck, ohne daß das andere Geschlecht einen Ton dazu sagt. Dieses, einer ganzen Welt die Stirn bietend und nur noch im Joch der Prügelmassen schmachend — es wird weiter gedroschen —, erlebt eine starke Genugtuung, da endlich das Lied wie Donnerhall erklingt:

1 Vorläufer des Intercitys

Pauline, au au au, au au, au au,
wie haben sie dir vahaun!

Der gebildete Sally Katzenelbogen, Export, Frankfurt a./O., tippt hierbei seinem Nachbarn, dem Rechtsanwalt Krotoschiner II an die Schulter: »Wie sagt doch Nietzsche? Jehst du zum Weibe, verjiß de Peitsche nich!« Worauf Krotoschiner II versetzt: »Na hörn Se mal, lassen Se mich man *bloß* mit dem Mann zufrieden, *der* Mann is mir *nich* kompetent, *der* hat doch bekanntlich 'n böses Ende jenommen. Oberfauler Kunde, sag ich Ihnen. Kenn' Se Dolorosa?« »Nee, sitzt dort nich Hertha Lücke vom Palais de danx, Kantstraße funfzehn, Belle-tahsche, Rufnummer Kurfürst achthundertvierundfunzigtausendsiebenhundertsiebenundfunfzig?« »Ach Unsinn, Gegenteil, das ist Gerda Mücke vom Lindenkasino, Leibnizstraße neunundfunfzig, zwei Treppen, Lützow neunhundertsevenundfunfzigtausendachthundertdreiundfunfzig, Teelefonn mit Warmwasser, Luftschiff im Hause, zu jedem Appertemang 'n Kulturbatt, pickfein!« »Jewiß doch — un wissen Se, wer neben sitzt? Motte Mannheimer, Kunststück, der wickelt se alle in blaue Lappen!« Die Musik ist inzwischen von sadistischen Motiven zum Ausdruck reinster Adoration übergegangen.

Puppchen, du mein Augenstern —

Das ist innig, auch, wie wir erfahren haben, als Marschlied und bei Stürmen geeignet, aber über die Beziehung der Geschlechter gibt es keinen Aufschluß. Und ist wieder ein Monolog. Aus den Neunzigerjahren kommt eine Dame auf die Szene, Fräulein Frieda Fleuron, vulgo Käsebier, genannt die totschieke Nachtigall, gefolgt von drei andern Damen, und stellt sich vor:

Fesch, schick, wirklich indresant —
stell'n wir uns jetzt vor Sie hin.

Wir sind, das weiß ein jeder, anerkannt
als Nachtigall'n von Berlin.

Für Wien wird die letzte Zeile geändert, für Dresden ist das Lied verloren. Dagegen gibt es eines, das zeitgemäß ist, weil es den Genien beider Hauptstädte mit einem Schlag huldigt. Ich habe einmal die zwei ersten Zeilen gehört, bin aber imstande es fortzusetzen:

Ja, mein Herz gehört nur Wien.
Doch sehr schön ist auch Berlin.
Denn sehn Sie, so ein Leudenant,
so indresant und auch scharmant,
ich geb' ihm gern ein Rangdewu —
doch noch lieber hab' ich Ruh.
Denn ach, denn ach, denn ach,
man wird ja so leicht schwach.
Darum sag' ich, mein Herz gehört Wien.
Doch sehr schön ist auch Berlin.

Die Städtenamen werden umgestellt, je nachdem ob Frieda Käsebier, ehemals unter dem Namen Fleuron bekannt, in einer Reichshalle oder bei der Waldschneepfe ihre Künste spielen läßt. Wir sind während dieser Vorgänge sichtlich um zehn Jahre älter geworden, und in einem »Bierkabarett«, wo es nicht ausgeschlossen ist, auch Sekt zu erhalten, treten abwechselnd Herren und Damen vor die Rampe, die, sei es mit der trotzigen Herausforderung. »Ich bin ein Prolet, was kann ich dafür!«, sei es mit der zynischen Anklage: »Ich bin eine Dirne, was liegt daran!« in brüsker Weise zur Hebung des, Konsums beitragen, und man hat dennoch wieder nur den Eindruck, daß die beiden Typen aneinander vorbeileben. Um das verwirrte Publikum, das plötzlich nach »Schneider—Duncker« verlangt und aus dem gellende Hilferufe: »Schneider

—Duncker soll komm'n!« hörbar werden, zu beruhigen, tritt Schneider—Duncker auf und muß sich zu Zugaben entschließen. Nachdem hierauf eine Dame ein Lied über eine Hinrichtung gesungen hat, fordert unvermittelt ein Konfezenzier oder sonst ein vifer Bursche das Publikum auf, ihm, Zitate aus Klassikern zuzuschmeißen, aus denen er sofort bereit ist ein Gedicht zu machen; er übernimmt jede Garantie. Einer ruft infolgedessen immer wieder: »Durch diese hohle Gasse muß er kommen!« Er besteht darauf. Eine innige Mädchenstimme wünscht: »O schmelze doch dies allzu feste Fleisch!« Der Dichter ist ratlos, der Fall ist ihm noch nicht vorgekommen. Er scheint aber immerhin, wenn alle Stricke reißen, entschlossen, sich so aus der Affäre zu ziehen:

Durch diese hohle Gasse muß er kommen —
der Kellner nämlich, schon hört man das Geräusch —
aber das Essen ist nicht zu genießen —
o schmelze doch dies allzu feste Fleisch —

da bringt ihn ein besoffener Budiker in Verwirrung, indem er spontan hinaufbrüllt: »Popologie!« Mit diesem klassischen Zitat weiß jener vollends nichts anzufangen. Als aktuelle Anspielung ist es verständlich. Man lebt in der Zeit der Prozesse gegen die bekannte »Normwidrigkeit«, die so lange grassierte, bis Harden sich das Verdienst erwarb. Auch aus diesem Milieu ist also wieder nichts für die Erkenntnis zu profitieren, wie die Geschlechter Zwiesprache halten. Wir treten deshalb in die Friedrichstraße hinaus und hören zwischen Aschinger, Autos, Schutzmännern, Kaffffes, Kintopps und Koofmichs, zwischen Fußwohl und Salamander, zwischen Feentempeln aus Zigarren und Walhallen für Bier, zwischen Brillanten, die Glas, und Kometen, die Lichtreklamen sind, zwischen Rowdies, Maklern, Gesundheitsbetern, Wiener Operettensängern und Bohemiengs, zwischen »Luden«, »Pupen«, »Nutten«, »Neppern«, »Schleppern«, »Schiebern« und »Schneppen«, die aber alle ein und dasselbe Gesicht haben, zwischen Benzin und Moschus, zwischen Tuten und Rufen wie: »B. Z. am Mittag!« Neieste Nummer des Semplecissimus!« »Der Heiratsonkel!« »Maxemilian Harden gegen Willem den Zweiten!« »B. Z. am Mittag!« »Die große Glocke! Sensationelle Enthüllungen, Schweinerei bei Wertheim!« »Pikantes aus Moabit!« »Wachsstreichhölzer, Wachsstreichhölzer!« — die furchtbare Proklamation: »Die Welt am Montag! Der *Männervenustempel* in der Kochstraße polezeilich jesperrt!« Wir besinnen uns vor dieser Wortbildung, die einen Wirbel im Betriebsstrom zu bewirken scheint, wir erkennen, was es alles gibt und nicht mehr gibt je nachdem, wir haben die Empfindung, daß man sich hier sehr ins Unrecht setzen würde, ließe man sich plötzlich das Wort »Asphodeloswiese« einfallen, daß es öffentliches Ärjernis erregen könnte und daß, wenn hier Aphrodite aus dem Asphalt emporstiege, sie aufgefordert würde, »dem Schönheitssinne Rechnung zu tragen«, und wenn sie sich weigerte, unter dem Beifall der Passanten, wenn auch unter Sträuben, wegen Unjebühr nach der »Sitte« gebracht würde. Dann, wenn alles vorbei ist, ziehen die Geschlechter weiter ihres Wegs. Wir folgen einer Empfehlung in das Lokal »Rosenkavalier, lauschigstes Eckchen der Welt«, also in eine Kaschemme, wo die Volksseele mehr angtrnu [?] ist, um sie zu belauschen, wie sie singt und sagt:

Emil du bist eene Pflanze,
ja so jefällst du mir!
Du jehst immer uft's Janze,
lk bin varrück't nach dir!

Unter solchen Umständen geschieht selbst in dieser Atmosphäre ein Wunder. Nämlich, daß ein Lied, welches in ihr lag, seit zwanzig Jahren nicht erfunden wurde, so daß Text und Musik von mir sind. Das Publikum singt mit.

Komm mal ran da,
Süße Wanda,
Komm mit mir auf die Veranda!

Ihre Antwort aber könnte mir nicht einfallen. Vielleicht ist sie das bekannte Bekenntnis:

Ach Ernst, ach Ernst, ach Ernst!
Was du mir alles lernst!

Na wenn schon. Daß man sich in der Liebe auskennen muß, ist ja Grundbedingung. Wie sagt doch der Dichter?

Ja ja die Liebe, ach die Liebe ist so schön —
Nur muß man den Zauber auch verstehn!
Wer die Liebe zu genießen nicht versteht,
der lass' es lieber gehn, der ist ganz einfach blöd!

Daß man den Zauber verstehen muß, vaschtehste, ehe man sich darauf einläßt, ihn zu erleben, ist klar und für jeden, der helle ist und sich von Mysterien nicht an die Wimpern klimpern läßt, mehr minder selbstverständlich, zumal in einer Epoche, wo in sämtlichen Lokalen ein kolossaler Betrieb ist. Aber wenn man einmal so weit ist — was dann? Und wenn der Mann gewitzigt ist, wie schützt sich die Frau? Ein Malheur ist bald geschehn. Denn:

Mutter — der Mann, der Mann, der Mann
rückt immer näher an mir heran.
Mutter paß auf, Mutter komm her,
sonst, passiert noch een Malheur!

Jeder Teil wäre nun mal gründlich vorbereitet und könnte sich das Leben danach einrichten. Aber beide zusammen? Nein, keines dieser Dokumente einer Ursprünglichkeit, die hinter der Ordnung lebt, gibt über die Beziehung der Geschlechter Aufschluß. Wo erfährt man etwas? Vielleicht vom Leben selbst, also von den Schaufenstern. Da die Menschen hauptsächlich Träger und Vermittler von Gebrauchsartikeln sind, so dürfte die Beziehung am lebendigsten aus der Begegnung jener beiden Wachspuppen hervorgehen, auf deren Postament etwa geschrieben steht:

Erst spritzt er sie — dann spritzt sie ihn
Mit dem Wundermittel »Perolin«.

Aber ist es eigentlich ein Dialog? Es ist eine Erkenntnis, wie die des Fejetongredakteurs vom »Tageblatt«, der zu Weihnachten das Problem der Geschlechter mit der beherzten Rundfrage anging:

»Muß er hübsch sein? Muß sie klug sein?«

Ejal — hübsch verdienen muß er und dekorativ soll se wirken. Wann aber sprechen sie sich endlich aus? Immer schmachtet entweder sie nach Geld und Liebe oder er nach Liebe und Geld — aber das entscheidende Wort, das sie einander zuführt, fällt nicht. Halt, einmal fiel es doch! Und wirklich, was sie einander zu sagen haben, heute wie in der Zeit, die alles, was jetzt geschieht, vorbereitet hat, ist in diesem einen schlichten Dialog enthalten:

»Liebes Fräulein, ach, ich wet—te —
Sie sind eine Erzkoket—te!«

»Sie sind doch bekannt, mein Lieber —
als Schieber, als Schieber!«

Was zu großen Beifallskundgebungen der Koketten und der Schieber Anlaß gibt. Beide Gruppen drohen einander scherzhaft mit dem rechten Zeigefinger.

Es dürfte vorläufig die letzte zulässige Wahrheit über das Strindberg—Problem sein. Es ist tipptopp, paßt aus ästhetischen und ethischen Gründen in den Ernst der Zeit und hat für die Geschlechter, die zur Gründung der nächsten Generation in Kompagnie treten, nichts Verletzendes. Das »Metropol« ist allabendlich ausverkauft, Bender und die Gutzke muß man gesehen haben, die Orchestrions spielen es, und die Luft der »Passage«, wo die Koketten wandeln, die Schieber schieben und im Ernst der Zeit gereifte Strichjungen streichen, enthält statt Ozon nur diesen einen Klang. Automaten singen ihn und er summt in den traumlosen Schlaf der Automaten.

Dokumente

Aus dem päpstlichen Amtsblatt:

... denn jeder Katholik, welcher Nation immer er angehöre, ist ein Bruder ... Das ist die einzige, wahre Internationale, die nicht beim ersten Ton der Kriegstrompete zusammenbricht, sich nicht dem ersten Werbeverein für den Krieg anschließt, sondern stets bestehen bleibt als Wahrzeichen menschlicher Solidarität, als Bannerträgerin der Zivilisation, *als ewiger Protest gegen die neueste Barbarei, die die Welt im Namen von Interessen bedroht, die geringer sind als die Schäden, die der Krieg der Welt und den Menschen bringt ...*

*

Aus der 'Jugend':

— — — — Solange die Meere zum Ufer drängen, / Durchzittert von deutschen Heldengesängen, / Solange von fremdem Hügel-land / Ein Kreuz erhebt die klagende Hand, / *Solange der Herrgott deutsch zu uns spricht*, / Vergessen die glutenden Tage wir nicht!

— —

Jörg Ritzel

Traun, das ist nur ein frommes Witzel, von einem Helden nur ein Abschnittel. Vielleicht aber spricht Gott sogar ein besseres Deutsch als es in Deutschland gesprochen wird, und der wahre Gottesglaube ist die Hoffnung, daß er, anstatt zu deutschen Dichtern, Witzblattredakteuren und sonstigen deutschen Sprechern deutsch zu sprechen, weil sie ihn ja doch nicht verstehen würden, einmal mit ihnen *deutsch* sprechen wird. Seit Friedrich dem Großen, der es anders gemeint hat, geht von Gott als dem »großen Alliierten« die Rede, und heute ist diese Wendung das tägliche Brot deutscher Schmierer, die immer den Mund voll nehmen, wenn deutschen Siegern das Herz übergeht. Eine unheilige Wirklichkeit unter einen Heiligenschein zu retten, die Reklamierung Gottes für Kriegszwecke und für die der eigenen Partei, ist internationaler Brauch einer Meinung; die im Krieg den ganzen Menschen verloren hat und darum Anschluß an die unversehrte Persönlichkeit Gottes sucht. Der Unterschied besteht nur darin, daß dieser Bündnisgedanke den einen mehr als die Erfüllung eines Gebetes vorschwebt, den anderen mehr ein *fait accompli* bedeutet. Die einen erwarten, der internationale Gott werde sich zuletzt auf ihre Seite neigen, die anderen erkennen und sprechen ihn vorweg nur als einen nationalen Gott an. Wenn diesen kürzlich von der Gegenseite »Vergötterung des Staates« vorgeworfen wurde, so weiß eine vertieftere Er-

kenntnis, daß das Übel eigentlich in einer Verstaatlichung Gottes beruht. Freilich nicht nur der Umstand, daß jeder kriegführende Staat Gott für seinen Alliierten hält, sondern auch der Glaube aller Menschheit, daß Gott überall sei, widerstrebt der Versuchung, sich ihn als den Alliierten eines bestimmten kriegführenden Staates zu denken, ganz abgesehen davon, daß alle kriegführenden Staaten offenbar, und wenn die Meinung des Papstes in diesem Punkte maßgebend ist, die Alliierten gegen Gott sind. Der Verdacht aber — der durch eine gewisse Identität der Lebensanschauung und durch gewisse Erwartungen genährte Verdacht —, daß jener große Alliierte etwa Jehovah sei, dessen strategische Theorie »Aug' um Auge, Zahn um Zahn« jüngst auch zum erstenmal offiziell akzeptiert wurde, wird hoffentlich von dem anders orientierten Bewußtsein der deutschen Welt mühelos abgewiesen werden.

*

Aus der Rede des Lord Loreburn im englischen Oberhause:

... Die Verluste an Menschen, die bereits auf fünfzehn Millionen Tote und Beschädigte geschätzt werden, und die vielen Tausende Millionen Kriegsschulden werden die gesamte Zivilisation verändern. Wenn der Krieg endlos fortgeht, so werden Revolutionen und Anarchie folgen. Große Teile auf dem Kontinent werden eine Wildnis sein mit einer Bevölkerung von Greisen, Frauen und Kindern. Die Menschen müßten seltsam geartet sein, die nicht jede ehrenvolle Gelegenheit ergreifen würden, um einen Aufreißungskrieg zu verhindern, der das schrecklichste Unglück wäre, das die Menschheit treffen könnte ...

*

Aus der Broschüre »Volk oder Staat?«, 10. Heft der »Deutschen Kriegsschriften«, von Dr. Heinz Potthoff, Sozialpolitiker und Führer der fortschrittlichen Volkspartei:

... Zweifelt jemand, daß die deutsche Heeresleitung auch zum äußersten Abwehrmittel greifen wird, ehe sie sich durch Aushungerung zwingen läßt, die siegreichen Heere aus Frankreich und Rußland zurückzurufen und einen Frieden zu schließen, der alle Früchte des schweren Ringens preisgibt? Nimmermehr! *Dieses Äußerste aber heißt: Vertreibung der Millionen feindlicher Einwohner aus dem besetzten Gebiete, Tötung der Hunderttausende Gefangenen, die an unseren Vorräten mitzehren.* Das wäre furchtbar, aber unvermeidlich, wenn wir nicht anders durchhalten könnten ...

*

Aus dem im neuen »Taschenbuch für Bücherfreunde« enthaltenen Brief eines der Staackmänner »an seinen neugeborenen Sohn«:

... Vor der Flucht aus Insterburg begossen die Russen große Mengen Brotes mit Petroleum. »Über Geschmack streiten wir nicht mit den Russen,« sagte der deutsche Recke Hindenburg, »doch solange der Vorrat reicht, sollen die russischen Gefangenen Petroleumbrot haben « *Mein Siegfried, siehst du jetzt ein, daß das Bild größer ist, als es sich dir darstellt, wenn du nur die Schlachten und die Erfolge nach den Schlachten kennst? ...*

*

Aus dem offiziösen Fremdenblatt:

An unserer Kriegsanleihe beteiligen sich wirklich nicht bloß alt und jung, sondern auch die Jüngsten! Und die Allerjüngste unter ihnen ist gewiß die kleine M. v. L., ein Mädchen von 2 ½ Jahren!

Den Gesprächen der Erwachsenen entnahm sie die ganze Größe der Bedeutung der Krieganleihe und nun bestand sie darauf, Krieganleihezeichnung nicht etwa nur zu spielen, sondern mit ihr auch Ernst zu machen. Auf den dringenden Wunsch des Kindes entnahmen die Eltern seiner Sparbüchse deren ganzen Inhalt — 9.00 Kronen — und zeichneten damit mittelst Lombardierung zusammen 2500 Kronen.

*

Aus einem Feuilleton des Roda Roda:

... Ein paar Schritte vom Mausoleum steht ein kleines Landhaus ... darin hat König Peter das Kriegsjahr verbracht ... *Der Zufall wollte*, daß mir der k. u. k. Stationskommandant *just die Villa Peters als Wohnhaus anwies*, und so habe ich sie genau kennengelernt ... *Die Möbel sind vollzählig da* ... Im Zimmer nebenan schlief angeblich Prinzessin Helene. *Ich weiß nicht, ob es wahr ist*. Der Raum läßt nicht darauf schließen ...

Da fällt mir ein dickes Bündel von Strafakten in die Hand — alles Protokolle über Verhandlungen des königlich—serbischen Disziplinargerichtshofes ...

Rittmeister Petar Zikic, Maschinengewehrkommandant im Regiment Obilic, hat einem Fräulein Ella L. aus Deutschland die Ehe versprochen, *ließ sie sitzen, als sie Mutter geworden war*, und heiratete eine Serbin — *Verlust der Offizierscharge*.

Überhaupt scheint die Verführung unter Vorspiegelung der Ehe jenes Vergehen zu sein, das in Serbien den Verlust der Offizierscharge am leichtesten nach sich zieht — während andere, nach unseren Begriffen geradezu skandalöse Fälle, wie man gesehen hat, verhältnismäßig mild, etwa mit dreimonatiger Enthebung von Dienst und Gage, geahndet werden. Ich verfolge mit der Veröffentlichung der Strafprotokolle durchaus nicht den Zweck, die Armee unseres Gegners herabzusetzen ... Ich wollte nur Dokumente vorbringen, die uns *die serbische Seele verstehen lehren*; lehren, daß wir immer fehlgehen werden, solange wir *den deutschen oder österreichisch—ungarischen Maßstab* an serbische Ereignisse legen. Die Serben sind ein Volk mit *anderer Mentalität* als wir, mit einer leichteren, manchmal gröberen, immer einer *uns fremden Lebensauffassung* ...

Herr Roda Roda hat einmal eine Plauderei über ein Hotelabenteuer veröffentlicht, das er mit einer späteren, dann ermordeten serbischen Königin gehabt haben will, welche von ihm 20 Kronen verlangte, die er ihr aber nicht gab. Man kann nicht behaupten, daß er einer Serbin die Ehe versprochen hat. Auch war die Ablegung der Offizierscharge schon vor dieser Publikation erfolgt. Der Fall ist also überhaupt nicht zum Vergleich mit serbischen Verhältnissen heranzuziehen, noch läßt sich die Sache als solche mit jenen nach unseren Begriffen geradezu skandalösen Fällen vergleichen, an die man den deutschen oder österreichisch—ungarischen Maßstab gar nicht anlegen darf. Herr Roda Roda hat in Serbien nie kostspielig gelebt. Er schläft jetzt gratis in einer serbischen Königsvilla.

*

Aus einem Gespräch mit dem ehemaligen französischen Botschafter in Berlin, Jules Cambon, der am 2. August 1914, nach dem wiederholten Ausruf: »Quelle guerre stupide!« »Quelle guerre idiote! ¹«, zu einem Berliner Journa-

1 Was für ein trostloser Krieg! Was für ein idiotischer Krieg!

listen, der ihm von der Haager Konferenz sprach, die folgenden Worte gesagt hat:

Sprechen Sie mir nicht von Konferenzen, die können alle zu nichts führen, wenn es nicht gelingt, in allen Ländern einer gewissen *Presse* den *Maulkorb* anzulegen, *deren schädlicher Einfluß für alle modernen Konflikte zwischen den Völkern verantwortlich ist*. Ich kenne nur eine Art Konferenz, die etwas vorzüglich Nützliches hervorbringen könnte, das wäre ein internationaler Kongreß, der den Übertreibungen und Aufregungen bei Besprechung internationaler Angelegenheiten ein Ende machen würde; *denn die Regierungen finden immer Mittel, sich zu verständigen, solange die Presse nicht die öffentliche Meinung vergiftet*. Ich bin mir wohl bewußt, daß das, *ohne die Freiheit der Presse zu verletzen, schwierig ist*; aber die Haager Konferenz wird erst wirkliche Friedensgarantien schaffen, wenn sie *Mittel findet, das Übel an der Wurzel zu treffen!*

*

Aus der 'Preußischen Kreuzzeitung':

Der Krieg hat Wellenschläge gebracht, die hie und da für eine wirkliche Bewegung der Geister und für eine Erneuerung unseres Volkslebens etwas erhoffen ließen. *Haben wir darum ein Recht, von der Wiedergeburt unseres Volkes zu reden und in vollen Tönen die Herrlichkeit dieser Tage zu preisen und mit ungetrübter Zuversicht in die Zukunft zu blicken?* Es sind nicht wenige, die so sehen. Auch von kirchlicher Seite hören wir oft begeisterte Lobsprüche auf das neuerwachte Leben. Es wird so getan, als ob der Tiefpunkt des kirchlichen und religiösen Lebens überwunden wäre und eine Zeit ungeahnten inneren Aufschwunges für unser Volk kommen würde. *Wir können uns dem nicht anschließen*. Wir sehen auch das Licht, aber daneben sehen wir viel Schatten, und *je länger der Krieg dauert, desto mehr scheinen uns die Schatten sich zu vertiefen*. Die auf den Kriegsausbruch folgenden Monate haben doch manche Hoffnungsblüten vernichtet. *So vieles war nur stimmungsmäßig gewesen*, es fehlte ihm das Wetterfeste und das Wurzelechte. Es war viel *aufflackerndes Strohfeuer*, aber wenig anhaltende Glut; viel laute Begeisterung, aber nicht immer durchhaltende Kraft. *Welch ein Unterschied zwischen den Augusttagen des vorigen Jahres und heute!* Für viele *hat der Krieg schon seine Schrecken verloren, weil sie nicht persönlich von ihm betroffen werden*. Je weiter unsere tapferen Heere ihre Siegesbahnen ausdehnen und je ferner die augenblickliche Gefahr für Leib und Leben und Vermögen rückt, *desto gleichgültiger und oberflächlicher werden sie; weil das Dach ihnen nicht über dem Kopfe brennt ... fühlen sie sich sicher und geborgen und nehmen ihr altes Leben wieder auf*. Auch in der großen Zeit behalten sie ihre *Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit ... Sie umpanzern auch weiterhin ihr Herz mit dem schmutzigen Satze: Jeder ist sich selbst der Nächste!* *Ausbeutung der Not und Kriegswucher* zeigen sich wie Eiterbeulen an dem Volkskörper. Ein *Leben und Treiben* macht sich breit, das zu dem Ernst der Zeit und zu den Entbehrungen unserer Truppen und der Ärmsten in der Heimat in einem *unerträglichen Widerspruch* steht. Der Leichtsinn drängt sich so *schamlos* in die Öffentlichkeit, *daß Soldaten, die ihre Wunden in*

der Heimat ausheilen, sich entrüstet abwenden und sagen: Für so ein Volk opfern wir Leben und Gesundheit! Die tiefer in die Dinge eingedrungen sind, werden noch ganz andere Farben zu diesem dunklen Bilde beitragen können. Und da wollen wir von der religiösen und sittlichen Wiedergeburt unseres Volkes reden? Gewiß, es gibt solche, die der Krieg zu neuen Menschen machte; aber das ganze Volk, die Massen? Sie sind kaum an der Oberfläche berührt und das Wellengekräusel, das der neue Geist Ihnen brachte, ist bald dahin. Und da wollen wir uns noch weiterhin an dem Worte berauschen, daß am deutschen Wesen einmal mag die Welt genesen? Auf die Dauer werden alle ruhmreichen Waffentaten unserer Truppen uns nichts helfen; wir werden uns ins Verderben hineinsiegen.

Als einen von jenen, die tiefer als die 'Kreuzzeitung' in die Dinge eingedrungen sind und noch ganz andere Farben zu diesem dunklen Bilde beitragen können, bin ich so frei, mich dem preußischen Konservatismus, der nun spürt, welchen Mächten er seine Embleme geliehen hat, vorzustellen. Aber als einen, der seit den Augusttagen des vorigen Jahres nicht Erfahrungen, sondern nur Bestätigungen gesammelt hat für das, was er schon in jenen Augusttagen ganz genau wußte. Was das konservative Deutschland jetzt zu spüren anfängt, habe ich in den ersten Augusttagen 1914 im Gespräch mit Innsbrucker Freunden, von denen der eine jetzt für den Export ausgezogen, der andere, Georg Trakl, für ihn gestorben ist, wie einen nicht erst zu erlebenden, sondern bereits offenbaren Sachverhalt dargestellt, im Angesicht der kriegsbesoffenen deutschen Literatur die Tragödie der von der Quantität erstickten Flamme als unabwendbar vorausgesagt, damals und bis heute nie anders geglaubt und bekannt, als daß »wir uns ins Verderben hineinsiegen werden«, und was die 'Kreuzzeitung' am 16. November 1915 schreibt, ist nichts als eine populäre Inhaltsangabe meines am 16. November 1914 vollendeten, drei Tage später gesprochenen Vortrags »In dieser großen Zeit«, und eine Umschreibung meines Rufes: »Vae victoribus!« in solchen Dingen, wo es sich nur um die ingeniöse Entdeckung eines gegebenen Zustandes handelt, kommt es ebenso auf die Priorität an wie bei der Erfindung eines Luftschiffs, wiewohl jene als eine Erkenntnis vom Unwert der technischen Errungenschaften genau so von selbst kommen muß wie diese selbst, deren Erfinder jedoch kein anderes Verdienst als die Priorität für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Vae victoribus!

Wer Ohren hat, dem wird die Zeit es sagen,
daß dies der Sinn des Streits war, den sie stritten:
Die dort erlebten nichts als Niederlagen,
und die hier haben einen Sieg erlitten.

Schweigen, Wort und Tat

Das mit dem Schweigen und dem Bruch des Schweigens verhält sich so. Es ist wie so vieles, was das Gewissen begehen kann, kein Widerspruch. Denn das Schweigen war nicht Ehrfurcht vor solcher Tat, hinter der das Wort, wofern es nur eines ist, nie zurücksteht. Es war bloß die Sorge: den Abscheu gegen das andere Wort, gegen jenes, das die Tat begleitet, sie hervorruft und ihr folgt, gegen den großen Wortmisthaufen der Welt, jetzt nicht zur Geltung bringen zu können und zu dürfen. Und das Schweigen war so laut, daß es fast schon Sprache war. Nun fielen die Fesseln, denn die Fesseln selbst spürten, daß das Wort stärker sei. Es geschah unwillkürlich, es war kein Akt der Entschließung, kein Plan hier und dort; gibt es doch Augenblicke, da auch die Maschine Respekt hat und eben dort, wo man nur Eingaben gewohnt ist, auch für Eingebungen Raum wird. Ich hatte zu lange mir mein Teil gedacht; dann, als ich einen Sommermonat mitten im Schweigen der unberührtesten Landschaft lebte, da litt ich sehr daran, daß es sonst nur Lärm gab. Es mußte geschehen, daß nach fünfzehn Monaten, in denen bloß diese fürchterlichen Herolde des Siegs laut wurden, von dem besessenen Kassierer der Weltgeschichte bis hinunter zu den unentrinnbaren Hilferufern der Extraausgaben, daß nach all der Zeit doch auch der Herold der größten Kulturpleite, die dieser Planet erlebt hat, sich hörbar mache, und wäre es nur, um zu beweisen, daß die Sprache selbst noch nicht erstickt sei. Wohl war es mir bewußt: Wer vor gewissen Dingen seinen Kopf nicht riskiert, der hat keinen zu riskieren. Was aber hätte der Tausch des Kopfes gegen den Ruhm, einen gehabt zu haben, genützt? Wenn mit dem Kopf auch das Wort konfisziert würde, das er zu geben hatte! Wenn dieselbe Maschinerie, gegen die er anrennt, ihn noch rückwirkend zum Verstummen bringen kann! Er will ihr zeigen, daß in ihm denn doch etwas mehr Platz hat als ein Scherflein; daß sein Durchhalten ein ganz anderes wäre; daß er den Zustand einer Weltkinderstube, in der Gewehre von selbst losgehen, nicht mit dem Plan eines Gottes in Übereinstimmung bringen kann, der Geist und Gras wachsen ließ und der eine Menschheit verwirft, die beides niedertrampelt. Gewiß, lieber den Kopf anders wagen als durch die schweigende Zeugenschaft solcher Dinge in den Verdacht der Nachwelt zu kommen, man hätte keinen gehabt, man sei nur so schlechweg ein deutscher Schriftsteller von anno 1915 gewesen. Da aber das tonlose Opfer in dieser allergrößten Zeit noch weniger Wert und Wirkung hat als das Wort; da es auch nicht einmal so beispielgebend ist wie der Mord, wie das, was jetzt jeder tun kann, darf und muß: eben darum ist das Wort von selbst frei geworden. Auch es durfte in dem Augenblick, als es mußte; und ich bin bestechlich genug, einzuräumen: möglicherweise habe dieser Staat durch die Anerkennung einer Ausnahme vom Ausnahmezustand bewiesen, daß in ihm wie in jedem Staat mit absolutistischen Neigungen noch ein Endchen Gefühl für seine kulturellen Trümmer lebt. Daß er selbst noch eine letzte Träne hat, von einer wehen Ahnung her, wir würden, wenn dieses Abenteuer durchgeträumt ist, auf einem blutigeren Schlachtfeld erwachen, auf jenem unbegrenzten Absatzgebiet der Zeithyänen, aus dessen unendlicher Ödigkeit die neue Macht aufsteigt, im Getto der Hölle niedergehalten durch Jahrhunderte die Erde verweisend, die Luft erobernd und zum Himmel stinkend. Mögen die von Beruf oder Geburt Konservativen, Adel, Kirche und der Krieger selbst, den Mut verloren haben vor dem unerbittlichsten Feind, so daß sie sich mit ihm um angeblicher Notwendigkeiten willen verbünden. Mögen sie, wie aus einer rätselhaften Pflicht allgemeiner Wehrlosigkeit, tagtäglich das Falsche tun — irgend einmal

spüren sie doch den Wert des Wortes, das ihnen zwar nicht Mut machen kann, wohl aber Scham und jenes Gefühl, das an der allermaßgebendsten Stelle gar wohlgefällig ist: Reue. Darum Gnade den schwachen Mächtigen! Der Herr erleuchte sie im Schlafe! Wollten sie mir, wenn sie der Alpdruck dieser totgewissen Zukunft aufschreckt, in einem Augenblick instinktiver Einker, in solchem vom politischen Bewußtsein unbewachten Moment, wenn alle Klingklanggloria schweigt, wenn das Läuten der Kanonen und das Schießen der Kirchenglocken verstummt ist, wollten sie mir dann, einmal, leihweise, die Exekutive überlassen, die lange genug ein fauler Zauberlehrling in ihrer Vertretung innehatte — so verpflichte ich mich als alter Unmenschenfresser: den größten scheinbaren Widerspruch, den es jetzt gibt, aus der Welt zu schaffen, den zwischen der blutigen Mechanik der Taten und der flotten Mechanik der Seelen. Dann würde ich: damit das große Ereignis doch nicht so ganz unbeachtet vorüberausche; damit es mehr sei als ein angebrochener Abend der Welt; den sie vor Kinokriegsbildern hinbringt; damit der Schrecken doch mehr Plastik habe als die einer Extraausgabe, und das Bombardement von Venedig mehr sei als ein heiserer Bubenschrei; damit der leibhaftige Wahn zerstiebe, die Armeelieferanten seien die wahren Schlachtlieferanten; damit Mord wieder einen zureichenden Grund bekomme und Blut wieder dicker sei als Tinte — ich würde für einen einzigen Tag ein Kommando übernehmen, das die Front in das Hinterland verlegt; die Brutstätten der Weltverpestung, die Gifthütten des Menschenhasses, die Räuberhöhlen des Blutwuchers, die man mit dem einzigen verabscheuungswürdigen Fremdwort Redaktionen nennt, täglich zweimal erfolgreich mit Bomben belegen lassen; und mit Hilfe von ausgeliehenen Kosaken, die sich aber, um die Grausamkeit voll zu machen, jeder Schändung zu enthalten hätten, durch einen herzhaften Griff in einen Ringstraßenkorso oder in alle jene Plätze, wo die am Krieg Verdienenden ihrer leiblichen Wohlfahrt opfern, der Fleisch— und Fettnot ein Ende machen! Ich würde, um nicht eigensüchtiger Beweggründe beschuldigt zu werden, nicht davon essen! Aber aus reinster Menschenliebe und damit die täglichen hundert Hekatomben, die wahrlich kein gottgefälliges Opfer waren, endlich gesühnt werden, bin ich bereit, ein Scherflein beizutragen, gegen das ein Mörser ein Kinderspielzeug ist, und selbst Hand anzulegen, damit auch meinem Wort die Tat folge. Damit man nicht mehr sagen könne, ich sei nicht positiv. Und damit es dort am blutigsten sei, wo es auf dieser behaglich hungernen Welt am fettesten zugegangen ist!

Glossen

DER KASSIERER DER WELTGESCHICHTE

hat seinen guten Tag, wenn er einmal nicht nur Gefangenenzahlen verrechnen und Blut einheimsen kann, sondern, weil ja Blut noch kein Geld ist, vielmehr erst Mittel zum Zweck, handgreifliche Ziffern unter die Hände bekommt. Da kann dann seine bekannte »Einbildungskraft«, die schon über die Stimmungen der Entente und über die Beklemmungen und über die Besorgnisse und über die Einzelheiten und die Details und über die hundert »und«, die auf dem Weg zum Sieg liegen, wie ein apokalyptischer Reiter dahinrast, keinen Halt finden, und er gibt seinem Pferd die Sporen und es ist ein Vergnügen und der Marquis Posa hat gesagt, das Leben ist doch schön. Der Zustand, in dem sich dieser sonderbare Schwärmer, dessen seelischer Habitus wie eine

Überspannung und Überhitzung und Verzerrung und Verdeutlichung der korrosivischen Bestrebungen seiner Rasse wirkt und mit einem Wort etwas Übertriebenes hat — der Zustand, in dem er sich ständig befindet, ist der Rausch. Daß der gellende Ton dieses Exaltados einer Hörerschaft von Hunderttausenden täglich zum Frühstück ins Ohr einbricht, und daß sie es verträgt, und daß ihr diese Stimme, die sich auf Samtpfoten anschleicht, um mit dem Gebrüll eines Löwen Gott über die Welt und das Blatt über Gott zu rufen, nicht absurd klingt, sondern daß ihr die »Gewure« noch imponiert, und daß dieser prononcierte Dreiklang von Gier und Galle und Geschmacklosigkeit des Morgens mit den Feinden hadert und des Abends mit sich selbst mauschelt und nicht zur Ruhe gewiesen wird — das mag wohl beweisen, daß die Welt auch ihr Trommelfell schon als Absatzgebiet hergibt. Nun aber, um seine Lieblingswendung zu gebrauchen, »kann man sich vorstellen«, was dieser Schreihals angibt, wenn eine lebendige Ziffer in den Bereich seines Denkens kommt. Den Zinsfuß auf den Nacken der Welt setzend, beginnt er nicht zu zählen, sondern zu schwärmen, was heißt zu schwärmen, zu toben mit Schaum vor dem Mund und den Boden zu stampfen wie ein Derwisch, der den Haupttreffer gemacht hat. Schon fünf Millionen Kronen, der Eitelkeit für die Wohltätigkeit abgenommen, saldiert von dem Stolz, daß sie auch abgeführt wurden, bringen ihn in eine Ekstase, die sie für die Gesamtsumme des verfügbaren Patriotismus zu halten scheint, jede neue Million schafft ihm wieder das Erlebnis des Saldo und den Rausch der Bilanz, und das Vaterland stellt sich ihm als eine von jedermann gern ergriffene Gelegenheit dar, »dem Blatt« durch eine Spende seine Hochachtung zu beweisen. Nun wird man aber zugeben, daß eine Million ein Tineff gegen eine Milliarde ist, und »man kann sich vorstellen«, was er aufführt, wenn der Umsatz der Weltkriegsfabrik oder auch nur das Ergebnis einer Kriegsanleihe zur Diskussion steht, und man hat geradezu sinnfällig den Eindruck, daß, gereizt durch die silbernen Kugeln der Entente, wie um es ihnen zu »zeigen«, ein goldenes Schwein den Tanz um das goldene Kalb aufführt. Bevor er etwas Bestimmtes weiß und sich ein Urteil bilden kann, bricht schon die Erwartung mit jener Wärme und Tüchtigkeit hervor, die den Gedanken, daß man nichts Bestimmtes weiß und sich noch kein Urteil bilden kann, in unendlicher Variation bis zu dem Punkte wiederholt, wo Polen durch die bekannte Gewohnheit, noch nicht verloren zu sein, endlich bei dem Punkt angelangt ist, noch nicht verloren zu sein.

Großer Erfolg der Kriegsanleihe.

Die bisherigen Schätzungen von 3 ½ Milliarden für Österreich und von 1 ½ Milliarden für Ungarn, zusammen 5 Milliarden, vermutlich übertroffen.

Wien, 6. November

Ein glänzendes Ergebnis der österreichischen und der ungarischen Kriegsanleihe ist schon jetzt, da die abschließenden Ziffern der Kriegsanleihe noch nicht vorliegen, unbedingt gesichert.

Wir möchten, da die Einläufe der letzten Stunden am heutigen Schlußstage für das Gesamtergebnis sehr wichtig sind, *keine Schätzung* anstellen und *jede bestimmtere Angabe vermeiden*.

Wir können nur sagen, daß die mit der österreichischen Kriegsanleihe befaßten Persönlichkeiten ausnahmslos an der Erreichung der übrigens schon wiederholt in der Öffentlichkeit erwähnten Ziffer von 3 ½ Milliarden *nicht zweifeln*.

Wir können nur hinzufügen, daß diese Persönlichkeiten ebenfalls aus den allgemeinen Eindrücken schließen, daß diese Ziffer übertroffen werden dürfte.

In welchem Maße sie übertroffen werden dürfte, läßt sich schwer mit einiger Sicherheit schätzen, und ob nun das Ergebnis der Zeichnung auf die österreichische Kriegsanleihe um einige hundert Millionen über die bisherige Schätzung hinausragt, sicher ist ein glorreicher finanzieller Erfolg in Österreich, ein durchschlagender Erfolg in Ungarn und ein Beitrag zur Deckung der Kriegskosten der Monarchie, der mindestens um die Ziffer von fünf Milliarden sich bewegen dürfte.

Der Schluß der Zeichnungen in Österreich hat heute mittag um 12 Uhr stattgefunden. Schon um diese Zeit wurden die Zeichnungen von den berufenen Stellen, mit 3 ¼ Milliarden veranschlagt. Gewöhnlich sind jedoch die Ziffern, welche die Banken und sonstigen Zeichenstellen nach Schluß der Zeichnung angeben, wesentlich höher. *Schon daraus ist die Sicherung der Mindestschätzung von 3 ½ Milliarden zu erkennen.* Es besteht jedoch vielfach die Meinung, daß diese Ziffer überschritten werden dürfte

und Polen noch immer nicht verloren ist. Dieser Ton zurückhaltender Erwartung, der den Daumen hält, bevor er die Finger ausstreckt, und der ganz den mehr »in sich« gemachten Stimmungen am Abend entspricht, schlägt am Morgen in einen Schrei jauchzender Lebensbejahung um, den nicht so sehr die Freude an der ökonomischen Wohlfahrt des Vaterlandes als die Erregung durch den Begriff der Milliarde zu verantworten hat. Er begreift die Milliarde nicht nur, er scheint sie zu betasten; er diktiert den Artikel und die Hände greifen in die Luft, nicht um zu reden, sondern um zu umarmen. Aber die Milliarde gehört nebbich nicht ihm. Es ist wohl nur Chimäre, aber ihn unterhalt's, sagt Nestroy. Er war sein Lebtage ein beherzter Springinsgeld, aber hier kennt sein Wagemut keine Grenzen. Wenn dieser glühendste aller Verliebten, dieser besessenste aller Besitzer die Milliarde nur imaginiert, nicht umarmt, schwindet ihm die Manneskraft. Er gehört wohl zu jenen grenzenlosen Bekennern, die lieber gleich den Besitz des Staates fatieren als dem Staat ihren Besitz. Er gehört wohl zu jenen merkwürdigen Erotikern seiner Rasse, die »verdienen«, aber nur in der Vorstellung »ausgeben«, und in ihr sich selbst, indem sie mehr als ihre Habe, nämlich die Millionen der ganzen Welt umschlungen halten; zu jenen also, die das Geld nicht um des Genusses willen lieben, sondern das Geld genießen und sich deshalb »nichts gönnen« — der höchste Ruhmestitel, den ihre Neider zu vergeben haben — die alles für die Kinder zurücklegen, damit auch diese dereinst sich nichts gönnen können; und diese für die Enkel und so fort bis ins dritte und vierte Glied. Wenn nun solch einer das Ideal, dem die Generationen zustreben, schon bei Lebzeiten, wengleich bei einem andern oder gar nur beim Staat, also bei allen zusammen, verwirklicht sieht, beginnt er vor Erschütterung zu jappen, zu stammeln, und wenn es zufällig ein Leitartikel ist, so hört man die folgenden Sätze. Titel: »Mehr als vier Milliarden auf die österreichische Kriegsanleihe gezeichnet.« Untertitel: Dasselbe. Text:

Mehr als vier Milliarden sind auf die dritte österreichische Kriegsanleihe gezeichnet worden ... die nie erlebte und nie geahnte Ziffer wird einen starken Nachhall bei unseren Freunden und bei unseren Feinden haben. Diese vier Milliarden reizen jedoch wie ein

Geheimnis. Die Verlockung läßt nicht los, *tastend* herauszuspüren, woher sie kommen mögen und den Ursprung sich selber zu veranschaulichen und *gleichsam laut darüber nachzudenken ... die vier Milliarden* sind daher ein Teil ... *Die vier Milliarden* sind ... Achtzehn oder neunzehn *Millionen* Menschen sind der lebendige Stamm, aus dem *die vier Milliarden* herauswachsen konnten. Auch Dürftigere haben durch ihre kleineren Ersparnisse zu *den vier Milliarden* beigetragen, und hochragende Felsen entstehen durch winzige Kalkmuscheln ... eine Auslese von einigen *Millionen* aus der gesamten Bevölkerung und diese müssen in ein Verhältnis zu *den vier Milliarden* gebracht werden ... das innere Wesen der *Milliardenzeichnungen* ... das Bedürfnis, an ein so gewaltiges Ereignis näher heranzutreten und *nicht bloß das Gemüt*, sondern *auch die Vernunft* sprechen zu lassen, drängt, wenigstens einige Lichter aufzustecken und das Dunkel ein bißchen aufzuhellen und eine Antwort auf die Frage zu suchen, woher die *vier Milliarden* gekommen sind ... *In den vier Milliarden wird ...*

Vielleicht die ergiebigste Quelle, aus der die *Milliarden* herausgeholt werden, ist der Zustand, *den Aristoteles die Autarkie nennt*. Der Rektor unserer Universität, Professor Adolf Menzel, hat in seiner Antrittsrede über die Psychologie des Staates die Stelle aus dem Werke des griechischen Denkers erwähnt, die den Begriff erklärt: Jeder wird ein Land loben, das sich selbst am vollkommens-ten genügt und alle Erzeugnisse selbst hervorbringt. *Wir verdienen jetzt die Zufriedenheit des Aristoteles im hohen Maße*, denn wir leben, soweit die Erde nicht wieder Früchte hervorbringt und die Landwirtschaft nicht Vieh züchtet, hauptsächlich von Vorräten, die bei der gegenwärtigen Handelssperre durch Einfuhr nicht beliebig vermehrt werden können. *Daraus ergeben sich Eigentümlichkeiten, die in solcher Häufung kaum jemals sichtbar waren ... hundert Milliarden Mark im Jahre sind ein Ungetüm von Leviathan, an dem nichts klein ist. Auch die Kriegsgewinne sind in den vier Milliarden. Die Ziffer ist erschütternd ...*

Aristoteles hätte eine Freud' an uns. Schad', daß er das nicht erlebt hat. Denn abgesehen davon, daß uns so autarkisch wohl ist wie noch nie und als ob wir noch fünfhundert Säue hätten, hat die Einfuhrsperre auch bewirkt, daß die Tragödie, die durch Ziffern erschüttert, die Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung hat, wenn schon nicht die des Preises. Dafür aber den Epilog, den zu den erschütterten Zuhörern eine tastende Hyäne spricht, deren Kriegsgewinn unser Verlust ist.

* * *

GETEILTE ANSICHTEN ÜBER DIE KRIEGSBERICHTERSTATTUNG

Im kleinen Musikvereinssaale *begann* gestern nachmittags *ein Zyklus überaus anschaulicher Kriegsvorträge*. Sie werden zugunsten des Witwen— und Waisenhilfsfonds der gesamten bewaffneten Macht veranstaltet *und sollen Kriegsberichterstat-tern Gelegenheit geben, dem Wiener Publikum ihre Eindrücke auch durch das lebendige, gesprochene Wort zu vermitteln*. Gestern fand die erste dieser Veranstaltungen statt; sie gewann dadurch besonderes In-

teresse, daß der Leiter des Kriegspressequartiers General von Hoen die einleitenden Worte sprach ... *Kriegsberichterstatter* — so führte General v. Hoen in seiner *echt soldatisch kernigen, prunklosen und doch überaus herzlichen* Weise aus — hat es seit jeher gegeben. Im Grunde waren die *germanischen Barden*, welche die denkwürdigen Taten der Helden der Vorzeit besangen, bereits Berichterstatter der Kämpfe von damals; sie bedienten sich freilich bei ihren *Schilderungen des dichterisch getragenen Ausdruckes*. Der gegenwärtige Weltkrieg erfordert eine völlig *andere* Art der Berichterstattung, als sie vormals üblich gewesen. In früheren Kriegen war es Pflicht und Ehrgeiz des Kriegsberichterstatters, seiner Zeitung möglichst rasch Nachrichten über wichtige Ereignisse zu übermitteln. Diese Aufgabe leisten jetzt, auf das exakteste die Berichte der Obersten Heeresleitung, während sich dem Kriegsberichterstatter ein weites *Feld* schriftstellerischer Betätigung durch das *Schildern* der von ihm unmittelbar gewonnenen Eindrücke eröffnet. — —

Somit bliebe, da ja ausdrücklich zugegeben wird, daß die Sachlichkeit der amtlichen Berichterstattung vorbehalten ist, den Kriegsschapseln nichts anderes übrig als germanische Barden zu sein. Tatsächlich führen sie zumeist auch den Vornamen Siegfried. Warum aber erlauben die Heeresleitungen selbst dieses? Man weiß, daß die freiwillig untauglichen Angehörigen des journalistischen Gewerbes, zu denen sich auch ein paar mittelmäßige, aber sonst gesunde Malermeister gesellt haben, bei Kriegsbeginn eingefangen und in einen abgesonderten Raum gesperrt wurden, der Kriegspressequartier heißt, ein Raum, dessen Zugang nur den dort Unbeschäftigten gestattet ist, während wieder die unentbehrliche »Literatur« im Kriegsarchiv sitzt und einige, wie zum Beispiel der Bartsch, sogar auf freiem Fuß schreiben und Deutschland zu Studienzwecken und auf Staatskosten, das heißt für mein Geld, bereisen dürfen. Aber dafür, daß der Bartsch seine gewonnenen Eindrücke los wird, dafür zahlen wir nicht nur gern Steuer, sondern geben auch etwas Gold für Eisen; denn was dem einen recht ist, davon muß der andere Geld kriegen und es ist nicht mehr als billig, daß einem deutschen Mann, der schreiben kann, eben das, was deutschen Männern ehrenvoll ist, Gewinn bringt. Herr Ginzkey, dem der masurische Tod ein gluck—gluck abringt, das der Herr Marcell Salzer zu drolliger Wirkung bringt, und alle die andern Männer, die blond und ungestüm sind und deren geistiger Inhalt der Kampf der andern ist und lachende Lebensbejahung und ein Antrag von Ullstein; alle die Hans Heinze und Greinze und Kienzl und Kunze; die Arams, die nur vier Monate in Sibirien waren und deshalb ihren Charakterkopf auf ein Titelblatt setzen; die Strobl, die Ganghofer und alle andern, die aussehen wie eine Mischung aus Gambrinus und Frischauer; alle, so da deutsch fühlen und jüdisch können, sie alle erleben jetzt ihre große Zeit. Sie machen sich, wenn sie auch nicht direkt im Schützengraben sind, sondern nur gelegentlich ihn inspizieren, auf ihre Weise, die zufällig die einträglichste ist, der Allgemeinheit nützlich, und es ist ein Glück, daß noch keiner von diesen stillen Helden des Worts, die bis zur letzten Romanfortsetzung auf ihrem Posten ausharren, in den Papierkorb gefallen ist. So leben wir. Am gemütlichsten ist es aber freilich halt doch im Pressequartier. Es wäre weit gefehlt, sich dieses als ein Getto mit Vorschriften, die die Individualität beschränken, vorzustellen. Wo sind die Zeiten! Heute hat keiner zu klagen, und am allerwenigsten einer von jenen, die im Pressequartier dienen. Manchmal läßt man sie gar aus, es gibt

Übungen im Freien, Ausflüge, auch nach Wien, und sie werden gelegentlich sogar schockweise an die Front geführt — nicht im Viehwagen wie anständige Menschen, sondern erster Klasse —, um sich von der Gefahr locken zu lassen und im Kugelregen die Herbstzeitlosen zu beobachten, oder sie dürfen einen todwunden Russen photographieren und sich dabei photographieren lassen. In der Regel aber sitzen sie, wieder in Rudeln oder nur schmuckweise, im Kaffeehaus eines freundlichen Städtchens, kontrollieren von dort die Vorgänge an vier Fronten und werden wöchentlich einmal mit Nachrichten gefüttert, sei es mit einer »Umklammerung« oder gar einem »Sturm«, für den jeder, und selbst einer, der einen Flankenangriff für einen Rippenstoß hält, mit seinem Namen verantwortlich zeichnen darf. Bei Kriegsbeginn war das ohnedies ein wenig verschüchterte Publikum der Meinung, daß solch ein »Kohlfürst« oder »Geyer« oder sonst ein Gewaltiger, den man sich kaum als Strategen im Zwischenakt einer Premiere vorstellen könnte und der nun mit denselben balkendicken Lettern dicht unter dem General v. Stein prangte und etwa verkündete, daß alles gut ist, weil die Stimmung gut ist, und daß diese wieder gut ist, weil das Wetter gut ist — daß ein so hinausgestelltes Individuum ein bisher unbekannter Heerführer sein müsse, der die Welt bald auf den Kopf stellen werde. Nur vom Roda Roda, wiewohl sein Name oft zehnmal auf einer Seite schwertrasselnd und Schrecken verkündend stand, wußte man von vornherein, daß es sich um einen gewesenen Offizier und bekannten Varietékomiker handle. Ich glaube nun vermuten zu dürfen, daß, ähnlich wie viele andere hohe Militärs auch der Leiter des Kriegspressequartiers, der jetzt zum wohltätigen Zweck die mündliche Tätigkeit seiner Leute einbegleitet hat, ganz und gar meine Meinung über die Existenzberechtigung der seiner Aufsicht anvertrauten germanischen Barden teilt. Wenn mich mein Ahnungsvermögen nicht im Stiche läßt, dürfte er sogar öfter in Rügereden, zu denen ihn die Manieren dieser Kriegsgäste zwingen könnten, in echt soldatisch kerniger, prunkloser und doch überaus herzlicher Weise Zitate aus der Fackel einstreuen. Er hätte ganz recht und ich habe gar nichts dagegen, wenn meine Eindrücke von der Kriegsberichterstattung den Interessenten auch durch das lebendige, gesprochene Wort vermittelt werden. Welcher Mann in öffentlicher Stellung hätte denn heute das Recht, die Presse zu verachten, wenn nicht der Leiter eines Kriegspressequartiers? Der Leser, der sogar die Pflicht zu dieser Verachtung hat, versäumt sie, denn er sieht nur das Resultat, das ihm noch immer nicht verächtlich genug erscheint, ja das ihm imponiert, während der Leiter eines Kriegspressequartiers täglich die Distanz zwischen dem Resultat und den Faktoren lachend bemerken kann. Welchen Rang mag er ihnen nun, wenn er öffentlich über sie zu sprechen hat und nicht mehr meiner, sondern seiner Ansicht ist, einräumen? Was hält er darin von der Figur des Kriegsberichterstatters?

Er ist der Beobachter der großen Ereignisse an der Front und im *Etappenraum* und wird auf diese Weise der *Vermittler zwischen dem Hinterlande und dem Kampfschauplatze*. Auch die *Kämpfer draußen verstehen die Ereignisse oft erst durch ihre künstlerische Wiedergabe*. Schon in Friedenszeiten wurde von uns und unserem deutschen Bundesgenossen die Bedeutung der Kriegsberichterstattung erkannt. Man hat daher — *bereits im Frieden* — das Kriegspressequartier begründet, während unsere Gegner, *die Bedeutung wahrheitsgetreuer Berichte verkennend*, zu ihrem eigenen Nachteil zunächst die Kriegsberichterstattung ausgeschlossen haben.

Es mag dahingestellt bleiben, ob ein Schützengrabensturm für die, welche ihn mitgemacht haben, erst durch die künstlerische Wiedergabe des Roda Roda genußvoll wird; es ist ganz Ermessenssache, wie gering man die psychische Eindringlichkeit der heute erlebten Taten selbst bei jenen einschätzen will, die sie begehen, und Fachleuten wird man darüber wohl ein Urteil zutrauen können. Sie mögen meine Ansicht über die Kriegsberichterstattung teilen — ich bin ganz ihrer Ansicht über den Krieg. Was aber den Standpunkt unserer Gegner gegenüber der Kriegsberichterstattung anlangt, so dürfte die Sache so klarzustellen sein: Da die Kriegsberichterstatter, wie vorher zugestanden wurde, nur zu »schildern« haben, während sich die Heeresleitungen das Berichten selbst vorbehalten, so könnte den Gegnern bloß vorgeworfen werden, daß sie die Bedeutung der Schmockerei verkennen, wenn sie die Kriegsberichterstattung ausgeschlossen haben, und von den vielen Vorwürfen, die man gegen sie zu erheben pflegt, dürfte dieser sie gewiß mit Recht treffen. Bei ihnen ist jene Verachtung für das widerwärtige Handwerk der Vermittler zwischen dem Hinterlande und dem Kampfschauplatze ziemlich allgemein verbreitet, die bei uns nur den Eingeweihten, den Kennern, wie etwa dem Leiter des Kriegspressequartiers, nachgerühmt wird.

* * *

WIE DIE SCHALEK IN SERBIEN GEHAUST HAT

Die Schalek, die von der Südwestfront abgezogen wurde, weil durch die allzu sichtbare Position, die sie dort eingenommen hatte, die Aufmerksamkeit des Feindes auf die Unseren gelenkt worden war, betätigt sich nunmehr an der Südostfront, wo man sie zwar dringend, aber leider doch nicht zum Krenreiben braucht. In Südtirol hat sie sich nicht bewährt, weil sie zwar tapfer war, es aber an dem besseren Teil der Tapferkeit, nämlich an der Vorsicht fehlen ließ. Was eigentlich vorgefallen ist, weiß man nicht, aber sie selbst hat erzählt, wie ihr ein Leutnant »Ducken!« zuschrie, weil »ein Stück Nase uns verraten kann«, und man darf wohl annehmen, daß sie sich nicht schnell genug geduckt und ihre Nase tatsächlich den Feinden einen bedeutenden Stützpunkt verraten hat. Da aber solche Dinge schließlich kein Pollack—Witz sind, wie er auf einem Jour im Hinterlande auch heute noch möglich wäre, so mußte die Schalek ihrem ersten Kriegsschauplatz den Rücken kehren und zur Südostfront, die ja im Feindesland selbst liegt und darum nicht mehr durch Eigenbröteleien gefährdet werden kann, sich zurückziehen, das heißt bis dorthin wacker durchschlagen. Das tat sie, wie man's von ihr gewohnt ist; und war es schon eine Überraschung, daß sie plötzlich dort auftauchte und unbekümmert um mancherlei Fährlichkeit und die Strapazen der jetzigen Reise-saison zu den Ihrigen, das heißt zu den Unserigen, nämlich zu ihren Leuten, das heißt zu unsern Leuten gestoßen war, so hatte sie auch alsbald Gelegenheit, sich wieder als die alte Draufgängerin zu bewähren, von der in den tirolerischen Volksliedern noch lange gesungen und gesagt werden wird. Ihre Erstürmung Belgrads und ihr hierauf erfolgter Einzug waren ein harter Schlag für die dortige Zivilbevölkerung, soweit sie nicht die Flucht ergriffen hatte. Die Methode der Schalek ist die unwiderstehliche Anwendung psychologischer Mittel, die zwar nach der Haager Konvention verboten sind, aber vermöge der Erkenntnis, daß Krieg Krieg ist, von den kriegführenden Reportern heute schonungslos praktiziert werden. Sie schleichen sich als Beobachter an eine besiegte Bevölkerung heran, um ihr, wenn die allgemeine Lage bereits einen Hinauswurf unmöglich macht, direkt die Wahrheit zu sagen. So haben

sie Gelegenheit, schonungslos mit Leuten umzugehen, die unter andern Umständen mit ihnen vielleicht überhaupt nicht umgegangen wären, sondern sie als eine Landplage empfunden hätten, gegen die man sich noch erfolgreich zur Wehr setzen kann. Was die Schalek, eine Globetrotterin, die sich in jedem Land außer dem von ihr maßlos verachteten Hinterland wohl fühlt, was also die Schalek vor allem interessiert, ist das allgemein menschliche Moment. Hatte sie in Südtirol den aus den Hotels verschwundenen »Signoras« ein Klampfl angehängt und sich dafür, einbekanntermaßen, umsomehr an den prächtigen Männergestalten gefreut, deren jede ihr eine »unvergeßliche Erscheinung« geblieben ist, freilich daran die Beobachtung geknüpft, »wie leicht diese Männer nicht nur ohne die Hilfe von uns Frauen, sondern auch ohne uns selbst fertig werden«, kurzum hatte sie dort, teils staunend, teils bewundernd, immer mit anerkennenswerter Offenheit, dem »freigewordenen Menschentum« das Wort gesprochen, so fand sie in Belgrad reichlich Gelegenheit, den Unterschied zwischen einer nur auf sich selbst und die Pflicht gestellten Enthaltbarkeit, deren Beispiele ihr noch vor Augen schwebten, und dem Walten einer entfesselten, französischen und englischen Soldateska zu studieren. Sie berichtet über die Ergebnisse ihres Studiums wie folgt:

In der letzten Zeit kam in Belgrad noch ein sonderbares, ganz neues Moment hinzu, um die Stimmung aufzufrischen. Es trafen nämlich scharenweise französische und englische Offiziere ein und bald hatte jeder der Franzosen — die Engländer standen hier weit weniger im Mittelpunkt des Interesses — unter den schönen edlen Serbinnen ein Liebchen gewählt. Rührende sentimental—romantische Liebesidyllen sollen es gewesen sein, die gerade die tonangebenden Frauen der Stadt in eine frohgemute Laune versetzten und sie für alle drohenden Gefahren blind und taub machten. Die französische Mission soll eine so galante lustige Note in die vom Krieg umdräute Stadt gebracht haben, daß die Belgrader durch die Kanonade des fünften Oktober wie aus einem Taumel geweckt wurden und die Mollakkorde sich durch diesen jähen Einsatz des Orchesters in kreischende Dissonanzen auflösten,

Diese zweifellos pikante, wenn auch etwas einseitige Darstellung, die Belgrad nur mit betörten Serbinnen bevölkert, ohne die gerade durch das Eintreffen der befreundeten Offiziere erhöhte Wachsamkeit der serbischen Gatten zu berücksichtigen, von welchen man wohl nicht annehmen kann, daß sie an jenem Taumel beteiligt waren, dem die Kanonade ein jähes Ende bereitet hat; diese Schilderung, in der das Motiv der Verwandlung des Weibes zur Kriegsberichterstatterin einen Vorwand bedeutet, wie ihn ein Casanova ausgerechnet fürs Rathausviertel ersonnen hätte — diese lebhaften Eindrücke der Schalek, von denen man aber nicht weiß, ob die amtliche Deckung des Kriegspressequartiers ihrer telegraphischen Weitergabe nicht besser widerstrebt hätte, sind nur das tändelnde Vorspiel, mit dem die Schalek den Feind über ihre wahre Gesinnung geschickt zu täuschen gewußt hat. Bald sollte sie Proben einer Blutrünstigkeit liefern, wie man sie wohl Männern wie Roda Roda, Feheri, Molnar, Urai, wenn man will, sogar Klein, nimmermehr aber einer Kriegsberichterstatterin zugetraut hätte. Denn die Kriegsberichterstatterin wurde von Gott geschaffen, auf daß sie milde sei, dem rauhen Handwerk des Reporters abgewandt, aber ihm Trost gewährend, wenn er des Abends, müde und abgehetzt, ins Pressequartier heimkehrt, des muntern Wortes bedürftig. Kriegsberichterstatterinnen zu Hyänen werden zu lassen, konnte weder der Plan der Schöpfung noch der Sinn der Institution selbst sein. Was aber tat die Schalek in Belgrad? Mit nur allzu scharfem Auge erkannte sie,

daß es nicht von der Wiener Werkstätte eingerichtet war, die Reste von Architektur, die sie vorfand, mißfielen ihr im höchsten Maße, und da freute sie sich der Verwüstung. Sie sei »stundenlang durch die Stadt gestrichen«, aber sie habe jedes »Wahrzeichen« vermißt, das die Schonung verdient hätte. Sie gibt zu, daß es »das Urteil allerdings erschwert, wenn alle Gebäude einer Burgfestung zerschossen sind«, aber sie kann sich nicht helfen: »der Phantasie bleibt keine Arbeit«. Sie wirft den geflohenen Serben noch die Steine ihres »schlechten Pflasters« nach. Geradezu skandalös kommt es ihr vor, daß »sogar die Papuas« Ornamente besitzen, während die Serben gar keinen Sinn für so etwas Schönes gehabt hätten. Ihre Häuser vergleicht sie mit den »letzten Geschäftshäusern in Fünfhaus« und zieht daraus den für ihren Patriotismus nicht unbedenklichen Schluß, daß sie die Bombardierung verdient haben. In Belgrad war »keine Kunst zerstört worden«, es war also keine Kunst, Belgrad zu zerstören; es war ein Vergnügen. »Die Löcher in den Fassaden, die fehlenden Köpfe der Gipsengel und die zertrümmerten Läden«, sagt sie, müssen die Herzen der Beschauer kalt lassen, ja es schleicht sich *sogar ein Gefühl der Genugtuung* bei dem Gedanken ein, daß Leute, die aus solchen Wohnstätten die Brandfackel in deutsche Gaue geworfen haben, bestraft worden sind«. Anders stünde die Sache, wenn die serbischen Verschwörer sich von Olbrich hätten einrichten lassen, und auch angesichts eines Belgrader Wohnhauses von Hoffmann hätte man ein Auge zudrücken können, was speziell diesem Auge sehr wohl getan hätte. Nun gar das königliche Schloß selbst! »Die Trostlosigkeit dieser Stätte«, meint die Schalek, »ist so groß, daß an eine photographische Wiedergabe überhaupt nicht zu denken ist«. Das ist hoffentlich doch etwas übertrieben und wenn die Verwüstung nur nicht so arg ist wie etwa die von Pompeji, wo bekanntlich alle Photographen teils versagt teils überhaupt gestreikt haben, so hätte die Schalek, eine gewandte Amateurin, es getrost riskieren können. Allerdings muß man bedenken, daß Belgrad schon vor der Verwüstung eine Aufnahme kaum gelohnt hat, und was die Schalek immer wieder empört, ist, daß die Stadt nicht gepflastert war, so daß sie den Entschluß, sie dem Erdboden gleich zu machen, gereizt und wesentlich erleichtert hat. Es sei ja möglich, meint die Schalek, »daß den Serben im Schweinehandel unrecht geschah«, aber beispiellos sei es, daß aus einem ungepflasterten Milieu »die Phrase von den unterdrückten Brüdern aufliegen konnte«. Es gebe noch eine ausgleichende Gerechtigkeit des Schicksals und eben »dieser Gedanke« habe die Schalek »durch ganz Belgrad verfolgt«. Anstatt aber mit einem so schwachen Gedanken ohneweiters fertig zu werden, ließ sie sich von ihm überrumpeln und gefangen nehmen, und da wars um sie geschehn und sie gab keinen Pardon mehr. Oder man kann auch sagen, daß die Schalek in Serbien von einem Gedanken gefangen wurde und ihn nicht mehr losließ. Vor jedem total zerstörten Haus erlebte sie eine Genugtuung. »Wenn man nur wüßte, ob das die Häuser derjenigen sind, die den Nationalfanatismus erfanden?« Von dem Gedanken erfaßt, gelang es ihr aber bald, sich zu einer Überzeugung durchzuringen. Sie hat sich nämlich »zur Überzeugung durchgerungen, daß in solcher Stadt *keine Individualitäten wohnen konnten*. Nachdem es ihr geglückt ist und da ihr Gesicht offenbar noch die Spuren einer eben erlebten Schadenfreude zeigt, macht sie plötzlich eine interessante Beobachtung:

Ein paar serbische Frauen sehe ich, die mir fröhlich *entgegenlachen*, eine *streicht mir kosend über die Wange, als wären wir liebe Gäste*. Dann *zuckt ein rasches Gespräch* zwischen ihnen *hin und her*, und *wieder lachen sie alle*, laut, hell und froh. Dieses Lachen, dessen Ursache ich nicht erfragen kann, *reißt an meinen Nerven*, denn jede Möglichkeit auf der Stufenleiter menschlicher

Gefühle ist heute denkbar, bis gerade auf das *Lachen*, für welches das zerschossene Belgrad *keine Gelegenheit bietet*.

Warum nicht? Wenn die Schalek hinunterkommt? Was sprachen aber die Frauen miteinander? »Du, mir scheint, das ist die Schalek!« »Wo?« »Die dort!« »Du glaubst?« »Ich sag' dir, sie ist es.« »Warum lachst du?« »Warum ich lach'? Warum lachst du?« »Das ist die Schalek?« »Du kannst Gift drauf nehmen!« Vielleicht haben sie sogar trotz der Trostlosigkeit des Anblicks die photographische Aufnahme einer feindlichen Kriegsberichterstatterin nicht gescheut, als ein Andenken, das gewiß historischen Wert behalten würde. Jedenfalls findet sich eine Frau, die die Schalek in ihr Haus lädt; sie bietet ihr »Eingemachtes und Wein« an, »denn nichts — so sagt sie — könne serbische Gastfreundschaft außer Wirkung setzen«.

Und dann *lacht sie mich an*, genau so herzlich hell und vergnügt, wie jene anderen Frauen drunten am Hafen. Diesmal aber erfahre ich *durch den Dolmetsch* die Lösung des *irritierenden Rätsels*. Ein Intermezzo ist für die Belgrader die Eroberung ihrer Stadt, und sie sagen sich, es heiße *ein paar furchtbare Tage durchzuhalten*. Keiner glaubt hier, daß wir die Stadt behaupten werden, und so lachen sie schadenfroh ...

Schauernd ziehe ich davon, und das Lachen hallt lange in mir nach. Diese Frauen will ich nicht wieder sehen, will ihre gräßliche Enttäuschung nicht miterleben, denn Schlimmeres noch als eingestürzte Häuser und als zerschossene Straßen, Schlimmeres als die Verjagung des Heeres und als die Erstürmung der Stadt — *das Schlimmste* steht den Serben *noch bevor* ... ¹

Das ist nicht wahr. Sie haben es hinter sich. Die Schalek ist schauernd davongezogen. Sie hatten sie schauernd beherbergt und sich lachend aus der Situation geholfen. Denn schließlich sagten sie sich, es gelte ein paar furchtbare Tage durchzuhalten, das Schlimmste werde auch bald überstanden sein. Und gaben ihr noch Eingemachtes und wollten ihr zeigen, daß sie Frauen seien und Eingemachtes die Domäne der Frauen, und schöpften wieder Lebensmut und wurden Königinnen vor dem Andrängen einer Plebs, die mit Lorgnons ihr Elend besichtigt, und richteten sich stolz, lachend, hoch auf an dem sichtbaren Beispiel einer Kulturwelt, die mit einer durch kein Hohngelächter von ganz Europa zu erschütternden Ahnungslosigkeit den Geschmack hatte, diese Kriegsberichterstatterin an ihre kulturverlassene Trümmerstätte zu senden.

* * *

AUSSTERBENDE VÖLKER

[»Zwischen Krieg und Frieden.«] In diesem Vortragszyklus des Wiener Volksbildungsvereines hält Sonntag den 7. d. um 4 Uhr nachmittags im Festsale des Gewerbevereines der Ethnograph Dr. med. et phil. Rudolf *Trebitsch* einen Lichtbildervortrag »*Unter aussterbenden Völkern Europas (Großbritannien und Frankreich)*«. Die Lichtbilder sind nach den vom Vortragenden gemachten Originalaufnahmen hergestellt ...

Da sieht man wieder einmal, was für Meinungsverschiedenheiten in einer Familie vorkommen können! Der Vortragende, berühmt durch seine Entdeckung Grönlands zum Selbstkostenpreis, ist nicht identisch, nur verwandt

1 Die Mittelmächte hielten Belgrad bis November 1918 besetzt

mit jenem Trebitsch, der im Gegenteil auf England große Stücke hält, wiewohl er sie absichtlich ins Deutsche übersetzt. Es zeugt aber von einer dem Verständnis des Publikums vorweg entgegenkommenden Höflichkeit, daß in Klammern gleich gesagt wird, von welchen aussterbenden Völkern eigentlich die Rede sein wird. Man hätte sonst am Ende vermutet, daß ein Lichtbildervortrag über die Grönländer und die Juden geplant sei, gegen den ich selbst zum Beispiel sofort imstande gewesen wäre, durch eine Fülle von Lichtbildern (Originalaufnahmen) einen Gegenbeweis anzutreten, nämlich was die Grönländer anlangt, die, rechtzeitig über die ganze Welt zerstreut, sich derzeit auf den effektiven Sieg über diese vorbereiten, wofür unter zahllosen anderen Symptomen der Lebensmut spricht, mit dem sie bereit sind, Vorträge über nebbich aussterbende Völker zu veranstalten.

* * *

DOPPELZÜNGIGKEIT IN ENGLAND

<p><i>'Nordeutsche Allgemeine Zeitung'</i></p> <p>... Wir erkennen auch gern an, daß hier zum erstenmal in der englischen Parlamentsdebatte <i>wieder ein ruhiger, maßvoller Ton erklang</i>. Ob aber aus den Anregungen zweier Redner des Oberhauses, nach einem Ausweg zur Beendigung des Krieges zu suchen, vernünftige Friedensvorschläge, die, wie bekannt, Deutschland jederzeit zu erwägen bereit wäre, hervorgehen werden, erscheint im höchsten Grade zweifelhaft. <i>Wir vermissen jedes Echo auf diese Stimmen der Einkehr.</i></p>	<p><i>Graf Ernst Reventlow:</i></p> <p>... Die Aufrichtigkeit der beiden Redner wollen wir nicht in Zweifel ziehen, <i>soweit man bei Engländern überhaupt von Ehrlichkeit sprechen kann</i>, sobald sie über politische Dinge reden. Der vielleicht zu einem Teil unbewußte <i>Zusatz von weitestgehender Unehrllichkeit ist so groß</i>, daß man auch dem redlichsten Engländer auf diesem Gebiet <i>jede Lüge, jeden Betrug und jede raffinierte Schurkerei als selbstverständlich zutrauen muß</i>.</p>
--	---

* * *

WER IST JETZT FAVORIT?

Rennen zu Wien

Der Günstling Quargel — Fünfter!

Wien, 19. September. (Eigenbericht.)
 ... Im letzten Moment aber wurde der zur Teilnahme bestimmte *Marschall Hindenburg* wieder zurückgezogen. Bei der Parade fanden sämtliche Bewerber den Beifall der Fachwelt mit Ausnahme von *Quargel* und *Emilyen*, die heute etwas dürftig aussahen ...

HIER WIRD DEUTSCH GESPUCKT

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. *Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos*; denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck [auf]passen. *Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat.* Wie sollte er fühlen, welches künstliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, *da ihm jenes Wort nie lebendig war*, weil er nichts dabei dachte? Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. *Poesie und leidenschaftliche Rede* sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her.

Goethe

Wenn die Herren die große Zeit, anstatt sie mit Sprachreinigung zu vertun, lieber darauf verwenden wollten, ihren Mund zu reinigen, so wären die Voraussetzungen für eine spätere internationale Verständigung vielleicht gegeben. Gewiß, man muß Fremdwörter nicht gerade dort gebrauchen, wo es nicht notwendig ist, und man muß nicht unbedingt von Kretins sprechen, wo man es mit Trotteln zu tun hat. Aber das eine sei ihnen doch gesagt: daß ein Fremdwort auch einen Geschmack hat und sich seinerseits auch nicht in jedem Maul wie zuhause fühlt. Freilich bin ich ja nicht kompetent, weil ich mit der Sprache nur eine unerlaubte Beziehung unterhalte und sie mir nicht als Mädchen für alles dient. Aber ich habe auch bloß den Schutz jenes Sprachgebrauchs im Sinn, den die Leute für die Sprache halten. Mehr ihnen zu sagen, wäre von Übel. Sie verstehen ihre eigene Sprache nicht, und so würden sie es auch nicht verstehen, wenn man ihnen verriete, daß das beste Deutsch aus lauter Fremdwörtern zusammengesetzt sein könnte, weil nämlich der Sprache nichts gleichgültiger sein kann, als das Material, aus dem sie schafft. Wenns ihnen Spaß macht, mögen die Leute, die sich sogar noch diese Zeit vertreiben müssen, da sogar diese Zeit versäumt hat, sie zu vertreiben, in ihren Blättern, »Büros« und Bahnen Abteil für Coupé oder Schlackwurst für Savaladi sagen — die Sprache wird, solange das Vorstellungsleben unvollkommene deutsche Termini sich in gute Fremdwörter zurückübersetzen muß, mit dem gewohnten Material arbeiten. Eine Zeitung hat einen Erlaß abgedruckt, in dem angeblich von »Sachwaltern« die Rede war. Da die Sache dadurch mißwaltet schien, besah ich den Erlaß, in dem tatsächlich von »Funktionären« die Rede war und einmal von »hohen Funktionären«. Weil aber der »Schriftleiter« nicht von »hohen Sachwaltern« sprechen konnte, indem er hier plötzlich den Unterschied zwischen einem Rangbegriff und einem Wertbegriff spürte, so ließ er einfach das Attribut weg und nahm der Darlegung den Verstand. Nein, die Farbe der Stupidität wird mir weder von der Dummheit noch von der Einfalt je ersetzt werden können! Gibt es auf Erden noch eine zweite Kultur, die sich fortwährend so neugeboren fühlt wie diese und jeden Augenblick Komiteebeschlüsse über ihre Sprache faßt? Vorschriften erläßt, wie man zu sprechen, welche Worte man zu vermeiden hat? Die zu den hunderterlei Verboten, mit

denen hier das Leben bespickt ist, weil der summarische Anstand kein Gebot ist, auch noch eine Sprechordnung beschließt, wie sie eine Gehordnung beschlossen hat? Die, weil die Sprache nur ein Kleid, nämlich eine Konfektionsware ist, den größten Wert darauf legt, daß sie vor dem Verlassen der Anstalt in Ordnung gebracht werde, während man nichts dagegen hat, daß jeder Ladschwengel öffentlich in den Sprachquell spuckt. Aber das heutige Deutsch ist eben keine Sprache, sondern eine Kommunikation, die erst wie das ganze Etablissement in der Einrichtung begriffen ist, dem Bedürfnisse der Kundschaft angepaßt werden muß und sich deshalb so wenig selbstverständlich vorkommt, daß jeder Tag eine Überraschung bringen kann. In Berlin spricht man rechts, und der Schutzmann blickt zufrieden; in Wien fleht der Wachmann: Bitte links! Es ist höchste Zeit, daß mit den Fremdwörtern auch noch die letzten deutschen Wörter abgeschafft werden und daß endlich, damit jede Schwierigkeit beseitigt ist, nicht nur die Iphigenie ins Esperanto übersetzt wird, sondern auch alle jene schöneren Gedanken, die sich die Leute so den Tag lang zu sagen haben.

* * *

DAS SCHERFLEIN

Otto Ni. aus Leitmeritz und Robert Bi. aus Theresienstadt gratulieren Rust Ni. in Wien zum freudigen Familienereignis:

»Gut is 'gangen, nix is g'scheh'n!« ...	2.07
	— — — — —
	Summe . 1017.0 7
hierzu der frühere Ausweis von	560.592.45
	zusammen . 561.609.52
bar und 14.600 K Nominale Rente = bisheriges Gesamtergebnis	...516.209.52

* * *

DIE VERLUSTLISTE

»Weiter waren anwesend: ... Landesausschuß Professor Sturm, Großindustrieller Kuffler, Kommerzialrat Jerusalem mit Gemahlin, Direktor Schwarz von der Anglobank, Konsul Stiassny, kaiserlicher Rat Lieser und Gemahlin, Frau Mathilde Bauer ... Direktor Steininger, Operettensängerin Fräulein Cary, Bildhauer Diettrich, Konzertdirektor Hugo *Heller* u. v. a.

... Um das Zustandekommen der Veranstaltungen haben sich das unter dem Präsidium der Baronin Burian stehende Damenkomitee, ferner der Leiter des Kriegshilfsbüros Prinz Lichtenstein und sein Kunstreferent Ministerialsekretär Dr. Kobald sowie die mit dem Arrangement betraute Konzertdirektion Hugo *Heller* die größten Verdienste erworben.«

Manch einer dieser stillen Helden wird im Liede fortleben oder mindestens Kindern und Kindeskindern — besonders die letzteren sind schon gespannt — erzählen können, daß er auch dabei war. Jeder hat heutzutage sein Verdienst. Aber eine Sache arrangieren *und* sichs nicht nehmen lassen, auch noch persönlich dabei zu sein — das wird nicht jedem nachgerühmt werden können. Es zeugt von Geistesgegenwart und Verantwortlichkeitsgefühl.

* * *

HELDENVEREHRUNG

» ... Dies sei der zielbewußten Leitung dieses Großbetriebes zu danken, vor allem dem Präsidenten der Waffenfabrik, Dr. Sieghaft, den Generaldirektoren Günther und Schick ... Auch im Hinterlande gibt es Helden, Helden der unermüdlichen Arbeit und Opferfreudigkeit. Zu diesen Helden im schönsten Sinne des Wortes gehören alle, die diesem schönen Betriebe angehören ... «

In der Fibel wird es zu lesen sein und die Klasse wird singen: Jung Sieghart wa—a—ar ein tapferer Held.

* * *

AUS GROSSER ZEIT

[Jubiläum.] Ein *seltenes* Jubiläum feiert am 1. Oktober der Zahlmarkör des Café Katzer auf der Währingerstraße, Anton Noske. Es *sind an diesem Tage* 25 Jahre, seit er seinen Posten im Café Katzer antrat, den er nun ohne Unterbrechung ein *Vierteljahrhundert* bekleidet. Er ist in diesen 25 Jahren zur *Seele* des Geschäftes geworden, hat *manchen* Wechsel der Besitzer und *Generationen* von Stammgästen überdauert, bei welchen er sich immer allgemeiner Wertschätzung und voller Sympathien erfreute. Seine Kollegen von der Zunft *entsandten* ihn in den Vorstand der Kaffeesiedergehilfen und in das Krankenkassenschiedsgericht, und durch viele Jahre fungierte Noske als Obmann der von ihm gegründeten Vereine »Kolschitzky« und »Die schwarzen Brüder«, die sich die Unterstützung und Beteiligung der Kinder verarmter Kollegen zum Ziele gesetzt haben. Die Genossenschaft der Kaffeesieder Wiens hat den tüchtigen, unermüdlich tätigen Jubilar bereits bei früheren Anlässen mit mehrfachen Auszeichnungen bedacht. Auch anlässlich seines bevorstehenden Jubiläums werden die Stammgäste ihres beliebten »Ober« freundlich gedenken.

* * *

GRAD DER?

[Der Kriegsinvalide vom Schützengraben im Prater.] Vor dem Margaretener Bezirksrichter Dr. Michler hatte sich gestern der Invalide Jakob Treuer wegen *unbefugten Tragens einer Uniform* zu verantworten. Der Angeklagte, ein *alter gebrechlicher Mann*, erschien in einer abgenutzten Musikeruniform vor Gericht und gab an, den Feldzug gegen Bosnien im Jahre 1878 mitgemacht zu haben. — Richter: »Sie tragen die Uniform eines Musikers, spielen Sie ein Instrument?« — Angekl.: »Ja, die Mundharmonika.« — Schließlich legt der Angeklagte dem Richter eine Bestätigung des Kommandos des 84. Infanterieregiments vor, nach dem Treuer eine Hose, eine Bluse und ein Militärmantel geschenkt wurden. Eine zweite Bestätigung des 69. Infanterieregiments besagt, daß

der Beschuldigte für die Reinhaltung der Wege zum Schützengraben im Prater Sorge. Angesichts dieser Sachlage sprach der Richter den Angeklagten Jakob Treuer frei. Kaum hatte der Invalide das Urteil vernommen, schwenkte er seine Mütze und schrie laut: »Hoch Seine Majestät unser Kaiser! Hoch Kaiser Wilhelm! Ich danke Ihnen, tief gerührt, Herr Richter!«

Mein Gott. Die Zeit ist groß, sie hat auch dafür Zeit. Der alte gebrechliche Mann hält die Wege zum Schützengraben im Prater rein. Junge gesunde, die nicht einmal das tun, gibt es viele, und man kann sie in solche einteilen, die unbefugt eine Uniform, solche, die unbefugt ein Zivilgewand tragen, und schließlich solche, die abwechselnd unbefugt eine Uniform und ein Zivilgewand tragen. Jener, die den Weg zum Graben nicht reinhalten, gibt es viele. Der liebe Invalide von anno 78 scheint mir aller Ehren wert.

* * *

LEIDER NUR EIN DRUCKFEHLER

» ... Der Wolf aus Gersthof, Kunstpfeifer und Stegreifsänger machten ebenfalls vergnügte *Minen*, als sie die immer wachsende Menge der Zuhörer sahen ... «

* * *

HOPSDODEROH

Weil ma in Wien san! Heut reiß' ma der Welt eben die Haxen, die sie im Krieg noch nicht verloren hat, aus! Wir gründen einen »Schari—Wari—Saal«. Was ist das? Kein Wort könnte wienerischer sein. Aber es ist ein Fremdwort. Fremdwörter werden jetzt nicht immer nur verdeutscht, sondern auch, was noch praktischer ist, deutsch geschrieben. Man behält sie gleichsam als Geiseln zurück. Daß es gelingen könnte, ein Fremdwort auch wienerisch zu schreiben, war nicht vorauszusehen. »Charivari« hätte es im Frieden geheißen; ein Charivari—Saal ist schon eine tierische Einrichtung; aber ein Schari—Wari—Saal — da möchte ich nicht hin, nicht, wenn sich ein Komitee — wie man hier auf deutsch sagt — »dersteßen« möchte, um mich dafür zu gewinnen! Charivari — ich habe im Fremdwörterbuch nachgesehen, das unpatriotischer Weise immer noch so viele Fremdwörter enthält — bedeutet »Wirrwarr, buntes Durcheinander«, also auf deutsch: Pallawatsch, Wiener Leben, Ankunft auf dem Südbahnhof. Auch bedeutet es im Kartenspiel: »alle vier Damen in einer Hand«. Das kann mit der Gründung nicht beabsichtigt sein, weil es im Schari—Wari—Saal wahrscheinlich hoch hergehen wird und jede Dame in vier Händen sein dürfte. Werden sich die norddeutschen Gäste im Schari—Wari—Saal wohl fühlen? Ja. Wie werden sie ihn aussprechen? Kürzlich fragte solch einer einen Kellner, wo die »Carl't'nbar« sei, und wurde nach der »Gartenbau« verschickt. Der Schari—Wari—Saal, im Organ des Auswärtigen Amtes groß angekündigt, dürfte aus der Erkenntnis hervorgegangen sein, daß man doch das Geld auf dera Welt nicht fressen kann und es deshalb verfressen muß. Ein bißl Aufmischung tut schon lang not — leben und sterben loß'n!

Die Leidtragenden

Du großer Gott der Guten und der Schlechten!
Du prüfst die Guten, weil es Schlechte gibt.
Du prüftest einmal Schlechte durch den Guten.
Und riefst ihn weg. So hat er diese Prüfung
als Prüfer und Geprüfter schlecht bestanden.
War dies die Absicht, als Du Tod und Leben
zu seligem Unterschied erfunden hast?
Stürzt in die Bresche der Unendlichkeit
der irdische Feind, ein tollgewordener Haufe?
Und ist das Leid nicht göttlicher Besitz,
daß die es tragen, die gekreuzigt haben?
Ist selbstvergossenes Blut nur ein Rubin,
ein falscher Diamant die echte Träne,
ein Putz, den sich die Judasfratze borgt?
Dann ist die Zeit zu Ende und nichts bleibt
als Deine Prüfung. Laß es sie entgelten,
in Stadt und Staat und Welt die Menschheit fühlen,
daß es vollbracht ist! Nimm ihr eigenes Blut
und traure über sie mit Gottes Träne!

Die Judenfrage ¹

Von *F. M. Dostojewski*
(1877)

VORBEMERKUNGEN

Oh, bitte nur nicht zu glauben, ich beabsichtigte hier wirklich die »Judenfrage« aufzuwerfen! Diese Überschrift habe ich nur zum Scherz geschrieben. Ein Problem von der Größe, wie es die Stellung der Juden in Rußland und andererseits die Lage Rußlands ist, das unter seinen Söhnen drei Millionen Juden zählt, — solch ein Problem zu lösen, geht über meine Kraft. Wohl aber kann ich darüber eine eigene Meinung haben, und zudem hat es sich jetzt herausgestellt, daß viele Juden sich plötzlich für diese Meinung interessieren. Seit einiger Zeit, schreiben sie mir Briefe, in denen sie mir ernst, bitter und betrübt vorwerfen, ich fiele über sie her, ich haßte den Juden, und zwar nicht, wegen seiner »Mängel«, »nicht als Exploiteur«, sondern gerade als »Juden«, als Volk, also etwa in dem Sinne, wie: »Judas hat Christus verkauft«. Das schreiben mir »gebildete« Juden, d. h. solche, die sich immer bemühen, einem zu verstehn zu geben, daß sie bei ihrer Bildung schon längst nicht mehr weder die »Vorurteile« ihrer Nation teilen, noch ihre religiösen Gebräuche erfüllen, wie die anderen, einfachen Juden, denn sie hielten dieses für ihrer Bildung unwürdig. »Und auch an Gott glauben wir natürlich nicht mehr«, schreiben sie mir. Dazu will ich vorläufig nur bemerken, daß es von diesen »höheren Israeliten«, die sonst so für ihre Nation einstehn, einfach Sünde ist, ihren

¹ Ein für alle von Integration der Mohammedaner schwätzenden Gutmenschen und Gutmenschen empfehlenswerter Aufsatz.

bereits vierzig Jahrhunderte lebenden Jehovah zu vergessen und zu verleugnen. Es ist nicht nur aus dem Gefühl der Nationalität heraus Sünde, sondern auch noch aus anderen, tieferen Gründen. Ist es nicht sonderbar, daß man sich einen Juden ohne Gott gar nicht denken kann? Doch dieses Thema gehört schon zu den ganz großen, daher müssen wir von ihm hier vorläufig absehn. Am meisten wundert mich eines: wie und woher kommt es, daß man mich für einen Feind der Juden, als Volk, als Nation, ja, für einen Judenhasser hält? Den Juden als Exploiteur und für einzelne seiner Laster zu verurteilen, wird teilweise sogar von diesen Herren selbst erlaubt, aber ... aber nur in Worten: in Wirklichkeit kann man jedoch schwerlich einen reizbareren und kleinlicheren Menschen, als den gebildeten Israeliten, finden, einen, der sich leichter gekränkt fühlt als ein Jude als »Jude«. Doch wann und wodurch habe ich Haß auf die Juden, als Volk, bewiesen? Da ich in meinem Herzen nie so etwas gefühlt habe und alle Juden, mit denen ich in engere oder auch nur flüchtige Berührung gekommen bin, dieses wissen, so weise ich ein für allemal solch eine Beschuldigung, noch bevor ich auf die Judenfrage näher eingehe, von mir ab, um es später nicht immer wieder tun zu müssen. Beschuldigt man mich vielleicht deswegen des »Hasses«, weil ich anstatt »Israelit« »Jude« sage? Erstens habe ich nicht geglaubt, daß dieser Name kränken könnte, und zweitens habe ich mich seiner, soweit ich mich erinnere, immer nur zur Bezeichnung einer bestimmten Idee bedient: »Judentum, verjudet, jüdisch« u. ä. Es hat sich daher stets um einen gewissen Begriff, eine besondere Richtung, um die Charakteristik irgend einer Epoche gehandelt. Man könnte wohl über diese Bezeichnung streiten, mit ihr nicht übereinstimmen, aber man kann nicht das Wort als beabsichtigte Kränkung auffassen.

Ich erlaube mir, einen Auszug aus dem sehr schönen Schreiben eines äußerst gebildeten Israeliten anzuführen, denn es hat mich ungemein interessiert: es enthält eine der charakteristischsten Anschuldigungen, die gegen mich in Betreff meines »Hasses auf die Juden als Volk« erhoben worden sind.

» ... nur Eines kann ich mir entschieden nicht erklären: das ist Ihr Haß auf den »Juden«, der fast in jedem Heft Ihres »Tagebuches« durchbricht.

Ich möchte gerne wissen, warum Sie sich nur gegen den Juden auflehnen und nicht gegen den Exploiteur im allgemeinen? Ich verabscheue nicht weniger als Sie die Vorurteile meiner Nation — ich habe nicht wenig unter ihnen gelitten —, doch niemals werde ich zugeben, daß im Blute dieser Nation gewissenloses Aussaugen der anderen liege.

Sollten Sie denn wirklich nicht das Grundgesetz jedes sozialen Lebens verstehen können: daß ohne Ausnahme *alle* Bürger eines Staates, wenn sie nur alle Pflichten ihm gegenüber erfüllen, auch an *allen* Rechten und an allen Vorteilen, die dieser Staat gewährt, Anteil haben müssen und daß für die Übertreter des Gesetzes, für die schädlichen Mitglieder der Gesellschaft ein und dasselbe Gesetz gelten muß? ... Warum müssen alle Israeliten in den Rechten beschränkt werden und warum müssen sie spezielle Strafgesetze haben? Wodurch ist die Exploitation der Ausländer — die Juden sind doch immerhin russische Untertanen — der Deutschen, Engländer, Griechen, deren es in Russland so unzählige gibt, wodurch ist die besser, als die jüdische Exploitation? Wodurch sind die russischen rechtgläubigen Aufkäufer, Blutsauger, Schmarotzer, Branntweinverkäufer, die betrügerischen Prozeßführer für die Bauern, wie wir sie jetzt überall in Rußland finden können, besser,

als dasselbe Handwerk betreibende Juden, die doch immer nur ein begrenztes Feld der Tätigkeit haben? Warum ist dieser schlechter wie jener?

Es folgt ein Vergleich zwischen bekannten berüchtigten Juden mit ähnlich berüchtigten Russen, natürlich solchen, die ersteren in nichts nachgeben. Was beweist das aber? Wir sind doch nicht stolz auf sie, heben sie doch nicht als nachahmenswerte Beispiele hervor; im Gegenteil, wir wissen ja alle, daß diese, wie jene, nicht ehrenwert sind.

... Solche Fragen könnte ich Ihnen zu Tausenden stellen. Währenddessen verstehen Sie, wenn Sie vom »Juden« sprechen, unter diesem Begriff die ganze bettelarme Masse der drei Millionen Israeliten Rußlands, von denen wenigstens zwei Millionen neunhunderttausend einen verzweifelten Kampf um ihre elende Existenz führen und doch sittlich reiner leben nicht nur als die anderen Völker, sondern auch als das von Ihnen vergötterte russische Volk. Ferner verstehen Sie unter diesem Namen die ansehnliche Zahl derjenigen Israeliten, die eine höhere Bildung genossen haben, die sich in allen Gebieten des Staatswesens auszeichnen, wie z. B. ...

Hier wiederum mehrere Namen, die zu veröffentlichen, ich nicht das Recht zu haben glaube, denn mehreren von ihnen, außer Goldstein, könnte es vielleicht unangenehm sein, zu erfahren, daß sie israelitischer Herkunft sind.

... und Goldstein, der in Serbien für die slawische Idee den Heldentod gefunden hat, und alle die anderen, die fürs Wohl der Gesellschaft und der Menschheit arbeiten? Ihr Haß auf den »Juden« erstreckt sich sogar auf Disraeli, der wahrscheinlich selbst nicht einmal weiß, daß er von spanischen Israeliten abstammt und der die englische konservative Politik selbstverständlich nicht vom Standpunkt des »Juden« leitet ... (?)

Bedauerlicherweise kennen Sie nicht unser Volk, weder sein Leben, noch seinen Geist, noch endlich seine vierzig Jahrhunderte alte Geschichte. Bedauerlicherweise, sage ich, weil Sie jedenfalls ein aufrichtiger, absolut ehrlicher Mensch sind, doch unbewußt der riesigen Masse eines bettelarmen Volkes Schaden zufügen. Die mächtigen »Juden« jedoch, die die Mächtigen dieser Welt in ihren Salons empfangen, fürchten natürlich weder die Presse noch selbst die ohnmächtige Wut der Exploitierten. Doch nun genug über dieses Thema! Schwerlich werde ich Sie überzeugen können — wohl aber wünschte ich sehr, daß Sie mich überzeugen.«

Dieser Auszug dürfte genügen. Bevor ich jedoch etwas zu meiner Verteidigung sage — denn solche Anschuldigungen kann ich nicht ruhig hinnehmen — möchte ich noch auf die Wut des Angriffes und den Grad der Empfindlichkeit hinweisen. Erstens, so lange wie mein »Tagebuch« erscheint, hat in ihm noch kein einziger Satz gegen den »Juden« gestanden, der solch einen erbitterten Angriff rechtfertigen könnte. Zweitens fällt es einem unwillkürlich auf, daß der verehrte Schreiber, wenn er auch auf das russische Volk zu sprechen kommt, sich in seinen Gefühlen nicht bezwingen kann und das arme russische Volk denn doch etwas zu sehr von oben herab behandelt. Jedenfalls zeigt dieser Ingrimms nur zu deutlich, mit welchen Augen die Juden selbst auf uns Russen sehn. Der Schreiber dieses Briefes ist wirklich ein gebildeter und talentvoller Mensch — nur glaube ich nicht, daß er auch ohne Vorurteile wäre —; was für Gefühle soll man daraufhin noch von den zahllosen ungebildeten Ju-

den erwarten? Ich sage das nicht etwa als Beschuldigung: diese Gefühle sind ja ganz natürlich. Ich will nur darauf hinweisen, daß an unserer Unverschmelzbarkeit vielleicht nicht nur wir Russen die Schuld tragen, sondern daß es auf beiden Seiten Gründe gibt, die eine Vereinigung ausschließen, — und noch fragt es sich, auf welcher Seite es solcher Gründe mehr gibt?

Doch jetzt will ich einige Worte zu meiner Rechtfertigung sagen und überhaupt klarlegen, wie ich mich zu diesem Problem stelle; natürlich — es zu lösen, steht nicht in meiner Kraft, doch irgend etwas ausdrücken, werde auch ich vielleicht können.

PRO UND CONTRA

Es mag vielleicht sehr schwer sein, hinter die vierzig Jahrhunderte alte Geschichte solch eines Volkes, wie das der Juden, zu kommen — ich weiß es nicht. Eines aber weiß ich bestimmt, nämlich, daß es in der ganzen Welt kein zweites Volk gibt, das so über sein Schicksal klagt, so ununterbrochen, nach jedem Schritt und jedem Wort, über seine Erniedrigung, über sein Leiden, über sein Märtyrertum jammert, wie die Juden. Man könnte ja wirklich denken, daß nicht sie in Europa herrschen. *Wenn sie es auch meinetwegen nur auf der Börse tun, so heißt das doch, die Politik, die inneren Angelegenheiten, die Moral der Staaten regieren.* Mag auch der edle Goldstein für die slawische Idee gestorben sein, so würde doch diese selbe »slawische« Frage schon längst zu Gunsten der Slawen und nicht zu Gunsten der Türken entschieden sein, wenn die jüdische Idee in der Welt nicht so stark gewesen wäre. Ich bin bereit zu glauben, daß Lord Beaconsfield vielleicht selbst seine Herkunft von einstmals spanischen Juden vergessen hat — oh, er wird sie bestimmt nicht vergessen haben! —, daß er aber im letzten Jahre die englische »konservative« Politik teilweise vom Standpunkt des Juden aus geleitet hat, daran, glaube ich, kann man nicht mehr zweifeln.

Doch nehmen wir an, daß alles bisher von mir über die Juden Gesagte noch kein schwerwiegender Einwand ist — ich gebe es selbst zu. Trotzdem aber kann ich dem Geschrei der Juden, daß sie so furchtbar erniedrigt und gequält und verprügelt wären, doch nicht ganz widerspruchslos glauben. Meiner Ansicht nach trägt der russische Bauer, oder überhaupt das niedrigere russische Volk noch viel größere Lasten, als die Juden sie zu tragen haben. Im zweiten Brief schreibt mir derselbe Herr, aus dessen erstem Schreiben ich vorhin schon einiges angeführt habe:

... Vor allen Dingen ist es *unbedingt notwendig*, uns Israeliten alle Bürgerrechte zu gewähren (bedenken Sie doch bloß, daß uns jetzt noch das allererste Recht verwehrt ist: die freie Wahl des Aufenthaltsortes, woraus sich eine Menge furchtbarer Konsequenzen für die ganze Masse der Israeliten ergeben), Bürgerrechte, wie sie alle anderen fremden Völkerschaften in Rußland genießen, und dann erst von uns die Erfüllung aller Pflichten dem Staate wie dem Stammvolke gegenüber zu verlangen ...

Doch bitte ich nun auch Sie, mein Herr, bloß zu bedenken, da Sie mir selbst schreiben, auf der zweiten Seite desselben Briefe, daß Sie »das schwerarbeitende russische Volk unvergleichlich mehr lieben, und bedauern als das israelitische« — was für einen Israeliten wohl etwas zu viel gesagt ist — bedenken auch Sie doch, bitte, daß zur Zeit, da der Israelit bloß nicht das Recht hatte, sich seinen Aufenthaltsort frei zu wählen, dreiundzwanzig Millionen des »schwerarbeitenden russischen Volkes« in der Leibeigenschaft zu leiden hatten, was, glaube ich, etwas schwerer zu ertragen war. Und wurden sie dann

etwa von den Israeliten bedauert? Ich glaube nicht: im Westen und Süden Rußlands wird man Ihnen ausführlichst darauf Antwort geben. Auch damals schriegen die Juden ganz ebenso nach Rechten, die das russische Volk nicht einmal selbst hatte, schriegen und klagten, daß sie Märtyrer seien, und daß man erst dann, wenn sie größere Rechte bekommen haben würden, von ihnen auch »die Erfüllung der Pflichten dem Staate und dem russischen Volke gegenüber verlangen« könnte. Da kam nun der Befreier und befreite den russischen Bauern, und — wer war der erste, der sich auf ihn, wie auf sein Opfer stürzte? — wer benutzte so vorzugsweise seine Schwächen und Fehler zu eigenem Vorteil? — wer umspann ihn sofort mit seinem ewigen goldenen Netz, wer ersetzte im Augenblick, wo er nur konnte, die früheren Herren, — nur mit dem Unterschied, daß die Gutsbesitzer, wenn sie auch die Bauern stark exploitierten, doch darauf bedacht waren, ihre Leibeigenen nicht, wie es der Jude tut, zu Grunde zu richten, — meinetwegen aus Egoismus, um ihre eigene Arbeitskraft nicht zu erschöpfen — ? Was aber liegt dem Juden an der Erschöpfung der russischen Kraft? Hat er das Seine, so zieht er weiter. Ich weiß schon, die Juden werden, wenn sie dieses lesen, sofort losschreien, daß es nicht wahr sei, daß es eine Verleumdung wäre, daß ich löge, daß ich all diesen Klatschereien nur glaubte, weil ich ihre »vierzig Jahrhunderte alte Geschichte« nicht kenne, die Geschichte dieser reinen Engel, die unvergleichlich »sittlicher sind, nicht nur als die anderen Völker, sondern auch als das von mir vergötterte russische Volk«. Nun schön, mögen sie hundertmal sittlicher sein, als alle Völker der Erde, vom russischen schon gar nicht zu reden, so habe ich doch vor kurzem erst in der Märznummer des »Europäischen Boten« die Nachricht gelesen, daß in Amerika in den südlichen Staaten die Juden sich auf die befreiten Neger gestürzt haben und sie jetzt bereits ganz anders beherrschen, als die Plantagenbesitzer. Natürlich tun sie es wieder auf ihre bekannte Art und Weise mit dem ewigen »goldenen Netz«, — wobei sie sich wieder so trefflich der Unwissenheit und Laster des zu exploitierenden Volkes zu bedienen verstehen! Als ich das las, fiel es mir sofort ein, daß ich diese Nachricht schon vor fünf Jahren, erwartet hatte. »Jetzt sind die Neger wohl von den Plantagenbesitzern befreit, wie aber sollen sie in Zukunft unversehrt bleiben, denn dieses junge Opferlamm werden doch die Juden, deren es ja so viele in der Welt gibt, ganz zweifellos überfallen.« Dieses dachte ich vor fünf Jahren, und ich versichere Ihnen, ich habe mich nachher noch des öfteren gefragt: »Wie kommt es nur, daß man aus Amerika nichts von den Juden hört, daß die Zeitungen von den Negern nichts zu berichten haben? Diese Sklaven sind doch ein wahrer Schatz für die Juden, sollten sie ihn wirklich ungehoben lassen?« Nun, er ist ihnen also glücklich nicht entgangen. Und vor zehn Tagen las ich in der »Neuen Zeit« einen Bericht aus Kowno, der ungemein charakteristisch ist: »Die Juden,« heißt es, »haben dort fast die ganze litauische Bevölkerung durch den Branntwein zu Grunde gerichtet, und nur den Priestern ist es noch gelungen, die Armen durch Hinweisung auf die Höllenqualen und durch Bildung von Mäßigkeitsvereinen vor größerem Unglück zu bewahren.« Der gebildete Berichterstatter errötet zwar für sein Volk, das noch an Priester und Höllenqualen glaubt, und so fügt er denn hinzu, daß gleich nach den Priestern sich auch die Reicheren zusammengetan haben, um Landbanken zu gründen — um das Volk vom jüdischen Wucherer zu befreien —, und Landmärkte, damit der »arme, schwerarbeitende Bauer« die notwendigsten Gegenstände zum angemessenen Preis kaufen kann, und nicht zu dem, den der Jude bestimmt. Ich zitiere nur, was ich selbst gelesen habe, doch weiß ich schon im voraus, was man mir im Augenblick zuschreien wird: »Alles das beweist nichts und kommt nur daher, daß die Israeliten selbst arm und unter-

drückt sind; alles das ist bloß Kampf ums Dasein, was nur ein bornierter Zeitungsleser nicht einsehen kann und die Israeliten würden sich, wenn sie nicht selbst so arm, sondern im Gegenteil reich wären, sofort von der humanen Seite zeigen; und zwar das in solch einem Maße, daß die ganze Welt darüber in Erstaunen geraten würde.« Aber, erstens, diese Neger und Litauer sind doch noch ärmer als die Juden, von denen ihnen das Letzte herausgepreßt wird, und doch verabscheuen sie diese Art Handel, auf die der Jude so erpicht ist. Zweitens ist es nicht schwer, human und moralisch zu sein, wenn man selbst satt ist und im Warmen sitzt; zeigt sich aber ein wenig »Kampf ums Dasein«, so »komm dem Juden nicht zu nah«! Meiner Meinung nach ist das gerade kein Zug, der »wahren Engeln« zusteht. Und drittens, ich stelle ja diese beiden Nachrichten aus dem »Europäischen Boten« und der »Neuen Zeit« keineswegs als kapitale und alles entscheidende Tatsachen hin. Wollte man anfangen, die Geschichte dieses Allerweltsvolkes zu schreiben, so könnte man sofort hunderttausend solcher und noch wichtigerer Fakta finden, so daß zwei mehr oder weniger nichts zu bedeuten hätten. Doch bei alledem ist nur Eines auffallend: braucht jemand, sei es im Streit oder sonst aus irgend einem Grunde, eine Auskunft über die Juden und ihre Taten, so gehe er nicht in die Bibliotheken, krame er nicht in alten Büchern oder eigenen Notizen; nein, er strecke nur, ohne sich vom Stuhl zu erheben, die Hand nach irgend einer ersten besten Zeitung, die neben ihm liegt, aus und dann suche er auf der zweiten oder dritten Seite: unbedingt wird er etwas finden, das von Juden handelt, unbedingt gerade das, was ihn interessiert, unbedingt das allercharakteristischste und unbedingt ein— und dasselbe — d. h., immer die gleichen Heldentaten! Man wird mir wohl zugeben: das hat doch irgend etwas zu bedeuten, das weist doch auf etwas Bestimmtes hin, eröffnet einem doch etwas, selbst wenn man ein vollkommener Laie in der vierzig Jahrhunderte alten Geschichte dieses Volkes ist!? Selbstverständlich wird man mir hierauf antworten, daß alle vom Haß verblendet wären, und infolgedessen lügen. Natürlich ist es sehr leicht möglich, daß alle, bis auf den letzten, lügen, doch erhebt sich dann sofort eine andere Frage: *wenn alle bis auf den letzten von solch einem Haß beseelt sind, daß sie sogar lügen, so muß doch dieser Haß auch einen Grund, eine Ursache haben und irgend etwas muß doch dieser allgemeine Haß bedeuten, »irgend etwas bedeutet doch das Wort alle!«*, wie einstmals Belinski ausrief.

»Freie Wahl des Aufenthaltsortes!« Können sich denn die unbemittelten Russen so vollkommen frei ihren Aufenthaltsort wählen? Leidet denn der russische Bauer nicht heute noch unter den früheren, aus der Zeit der Leibeigenschaft gebliebenen unerwünschten Beschränkungen in der Freiheit der Wahl des Aufenthaltsortes, so daß die Regierung schon längst ihre Aufmerksamkeit darauf verwendet? Und was die Juden anbetrifft, so kann sich ein jeder davon überzeugen, daß ihre Rechte in dieser Beziehung in den letzten zwanzig Jahren bedeutend vergrößert worden sind. Wenigstens sieht man sie jetzt in Rußland in Gouvernements, wo man sie früher nie gesehen hat. Aber die Juden klagen ja immer über Haß und Verfolgungen. Wenn ich auch die jüdische Lebensweise nicht kenne, Eines jedoch weiß ich wiederum bestimmt und werde es daher allen gegenüber bezeugen: daß in unserem einfachen Russen ein apriorischer, stumpfer, religiöser Haß, in dem Sinne wie: »Judas hat Christus verkauft«, nicht vorhanden ist. Hört man letzteres vielleicht einmal von Kindern oder Betrunknen, so sieht doch unser ganzes Volk, ich wiederhole es, ohne jeglichen voreingenommenen Haß auf die Juden. Davon habe ich mich fünfzig Jahre lang selbst überzeugen können. Ich habe mit dem Volk in ein und denselben Kasernen gelebt, auf denselben Pritschen geschlafen. Es wa-

ren dort auch einige Juden: niemand hat sie verachtet, niemand sie ausgestoßen oder verfolgt. Wenn sie beteten — und die Juden beten mit großem Geschrei und ziehen sich dazu besondere Kleider an — so hat niemand das sonderbar gefunden, noch sie gestört oder über sie gelacht, was man übrigens gerade von solch einem, nach unserer Meinung so »ungebildeten« Volke, wie das russische, hätte erwarten können. Im Gegenteil, sie sagten, wenn sie die Juden beten sahen: »Sie haben solch einen Glauben, sie beten so«, und ruhig, ja fast billigend, gingen sie an ihnen vorüber. Und diese selben Juden taten diesen selben Russen gegenüber fremd, wollten nicht mit ihnen zusammen essen, und sahen auf sie fast von oben herab; und das an welchem Ort? — im Sibirischen Gefängnis! — Überhaupt zeigten sie überall Widerwillen und Ekel vor dem russischen, dem »eingeborenen« Volke. Dasselbe geschieht auch in den Soldatenkasernen und überall in ganz Rußland. Man erkundige sich doch, ob der Jude in der Kaserne als »Jude« seines Glaubens, seiner Sitten wegen beleidigt wird? Ich kann versichern: in den Kasernen, wie überhaupt im Leben sieht und begreift der einfache Russe nur zu gut, daß der Jude mit ihm nicht essen will, ihn verabscheut und ihn meidet, so viel er nur kann, — das geben ja die Juden sogar selbst zu —. Nun, und? — Anstatt sich durch solches Benehmen gekränkt zu fühlen, sagt der einfache Russe ruhig und vernünftig: »Das tut er, weil er solch einen Glauben hat«, — d. h., nicht etwa, weil er böse ist. Und nachdem er diesen tieferen Grund eingesehen, entschuldigt er ihn von ganzem Herzen. Nun habe ich mich aber zuweilen gefragt: was würde wohl geschehen, wenn in Rußland 3 Millionen Russen und, umgekehrt, 80 Millionen Juden wären, in was würden dann letztere die Russen verwandeln, wie würden sie dann diese behandeln? Würden sie ihnen auch nur annähernd die gleichen Rechte geben? Würden sie ihnen erlauben, so zu beten, wie sie wollen? Würden sie sie nicht einfach zu Sklaven machen? Oder, noch schlimmer als das: würden sie ihnen nicht ganz und gar das Fell über die Ohren ziehen? Würden sie sie nicht vollständig ausrotten, nicht ebenso vernichten, wie sie es früher in ihrer alten Geschichte mit anderen Völkern getan? Nein, ich versichere Ihnen, im russischen Volke ist kein vorurteilsvoller Haß auf den Juden. Es ist aber vielleicht eine Antipathie gegen ihn vorhanden, besonders in einzelnen Gegenden, und dort ist sie vielleicht sogar sehr stark. Ohne sie scheint es nun einmal nicht zu gehen, doch beruht diese Antipathie durchaus nicht auf irgend einem Rassen— oder Religionshaß, sondern auf gewissen Tatsachen, an denen aber nicht das russische Volk schuld ist, sondern der Jude selbst.

STATUS IN STATU ¹. VIERZIG JAHRHUNDERTE EXISTENZ

Die Juden beschuldigen uns des Hasses gegen sie und dazu noch eines Hasses aus Vorurteilen. Doch da jetzt einmal von Vorurteilen die Rede ist, so will ich zuerst fragen: hat der Jude gegen den Russen etwa weniger Vorurteile, als der Russe gegen den Juden, oder sollte er ihrer vielleicht nicht noch mehr haben? Ich habe Briefe von Juden erhalten, und zwar nicht von einfachen, sondern von gebildeten Juden — und wie viel Haß auf die »autochthone Bevölkerung« ist doch in diesen Briefen! Das Auffallendste aber — sie bemerken es selbst nicht einmal, daß sie gehässig schreiben.

Ein Volk, das vierzig Jahrhunderte auf der Erde existiert, also fast seit dem Anfang der historischen Zeitordnung, und noch dazu in einem so festen und unzerstörbaren Zusammenhang, das so oft sein Land, seine politische Unabhängigkeit, seine Gesetze, wenn nicht gar seinen Glauben verloren hat, —

¹ Staat im Staate

und sich noch jedes Mal wieder vereinigen, sich in der *früheren Idee* wieder gebären, sich wieder Gesetze, und fast auch den Glauben von neuem hat schaffen können, — nein, solch ein zähes Volk, solch ein ungewöhnlich starkes, energisches, solch ein in der ganzen Welt beispielloses Volk hat nicht ohne status in statu leben können. Und diesen status hat es überall und während der schrecklichsten tausendjährigen Verfolgungen aufrecht erhalten. Doch will ich nicht etwa, indem ich vom status in statu rede, irgend eine Anklage gegen die Juden erheben, trotzdem aber: worin besteht denn dieser status in statu, worin seine ewige, unveränderliche Idee, und worin das Wesen dieser Idee? Allerdings lassen sich Fragen von solcher Größe nicht in einem kurzen Artikel genügend auseinandersetzen, und zudem wäre das auch aus einem anderen Grunde ganz unmöglich: noch ist die *Zeit* für das endgültige Urteil über dieses Volk nicht gekommen, trotz der verflossenen vierzig Jahrhunderte; noch steht das letzte Wort aus, das die Menschheit über dieses mächtige Volk zu sagen hat. Aber auch ohne in das Wesen der Sache einzudringen, kann man doch wenigstens einige, wenn auch nur äußerliche Kennzeichen dieses status in statu angeben. Diese Kennzeichen sind: die bis zum religiösen Dogma erhobene Absonderung und Abgeschlossenheit von allem, was nicht Judentum ist, und die Unverschmelzbarkeit mit anderen Völkern, der Glaube, daß es in der ganzen Welt nur ein einziges persönliches Volk gibt — die Juden —, und die Überzeugung, die anderen Völker, wenn sie auch vorhanden sind, doch so behandeln zu müssen, als ob sie nicht vorhanden wären.

»Scheide dich aus von den Völkern und bilde deine Besonderheit, und wisse, daß du von nun ab *allein bei Gott* bist. Die anderen vernichte, oder mache sie zu deinen Sklaven, oder exploitiere sie. Glaube an deinen Sieg über die ganze Welt, glaube, daß alles dir untertan sein wird. Alle anderen Völker sollst du verabscheuen und mit keinem von ihnen Umgang pflegen. Und selbst wenn du dein Land und deine politische Persönlichkeit verlierst, selbst wenn du über die ganze Erde hin unter allen Völkern verstreut sein wirst — einerlei —: glaube an all das, was dir versprochen ist, ein für alle Mal, glaube, daß es also sein wird, — inzwischen aber lebe, verachte, exploitiere und — erwarte, erwarte, erwarte ...¹«

Das ist die Quintessenz dieses status in statu. Und dann gibt es natürlich noch innere und geheime Gesetze, die diese Idee lebendig erhalten.

Sie sagen, meine gebildeten Herren Israeliten und Gegner, daß dieses nichts als Unsinn sei, und:

» ... Wenn es auch einen status in statu gibt, — das heißt, selbstverständlich, früher einmal einen gegeben hat, vom dem jetzt vielleicht noch schwache Spuren vorhanden sein mögen, — so haben einzig die Verfolgungen aller Zeiten und besonders des Mittelalters zu ihm geführt, folglich ist dieser status in statu ausschließlich aus dem Trieb der Selbsterhaltung entstanden. Setzt er sich heute auch noch fort, besonders in Rußland, so geschieht das nur, weil der Israelit noch nicht dieselben Rechte genießt, wie der Russe.«

Ich aber glaube, daß er, selbst wenn er die gleichen Rechte hätte, doch auf keinen Fall seinem status in statu entsagen würde². Den Status in statu nur

1 Die Gleichheit mit den Vorschriften des **Islams** ist frappierend,.

2 Eine verblüffende Parallele zu einem anderen »auserwählten Volk«, den Mohammedanern heute in Europa. Alles, was sie wissen, wissen sie von uns, alles was sie können, haben sie von uns gelernt, der größte Teil von ihnen lebt als Parasit auf unsere Kosten, und doch verachten sie uns, fühlen sich als etwas Besseres, nennen uns »Ungläubige« und »schlimmer

den Verfolgungen und dem Selbsterhaltungstrieb zuzuschreiben, geht meiner Meinung nach nicht an. Die Widerstandskraft zur Selbsterhaltung würde ja doch nie und nimmer auf vierzig Jahrhunderte ausgereicht haben. Selbst die größten und stärksten Kulturen haben sich nicht einmal durch die Hälfte von vierzig Jahrhunderten erhalten können, und ihre politische Kraft und Volksgestalt in noch kürzerer Zeit eingebüßt. Hier ist nicht die Selbsterhaltung die erste Ursache, sondern eine Idee, die mit sich fortreißt, die leitet und erhält, etwas Weltbeherrschendes und Ewiges, *worüber das »letzte Wort« zu sagen, die Menschheit vielleicht noch nicht fähig ist.* Daß der religiöse Charakter in dieser Idee das Übergewicht hat — darüber kann kein Zweifel bestehen. Es ist doch klar, daß der Fürsorger unter dem Namen des früheren alten Jehovah mit seinem Ideal und seiner Verheißung fortfährt, sein Volk zum festen Ziele zu führen. Es ist ja ganz unmöglich, wiederhole ich, sich einen Juden ohne Gott vorzustellen, oh, und ich glaube auch nicht an gebildete jüdische Atheisten: alle sind sie eines Wesens, *und Gott weiß, was der Welt von der jüdischen Intelligenz noch bevorsteht!* Als Kind habe ich oft die Legende von den Juden gehört, daß sie auch jetzt unverwandt ihren Messias erwarten, alle, wie der niedrigste so der höchste von ihnen, der gelehrteste Philosoph wie der kabbalistische Rabbiner; daß sie alle glauben, ihr Messias würde sie wieder in Jerusalem versammeln und alle Völker mit seinem Schwerte zu ihren Füßen strecken; daß nur aus diesem Grunde die Juden — wenigstens in ihrer übergroßen Mehrzahl — bloß eine einzige Arbeit allen anderen vorzögen: den Handel mit Gold, und mit allem, was sich schnell in Gold verwandeln läßt —, und dieses, heißt es, nur darum, um dann, wenn der Messias kommt, kein neues Vaterland zu haben, um nicht durch Besitz an das Land Fremder gebunden zu sein, sondern um ihr Hab und Gut in Gold und Wertsachen mit sich führen zu können —

»Wenn aufsteigt und erglänzt der Strahl der Morgenröte
Und Tschinellen, Zimbeln, Pauken und Schalmeien tönen —
Dann bringen wir nach Palästina
in den alten Tempel unsres Gottes
Alle Schätze, die wir haben:
Edelsteine, Gold und Silber.«

Ich habe das als Legende gehört, doch bin ich fest überzeugt, daß dieser Glaube unbedingt existiert, vielleicht nicht bewußt im Einzelnen, wohl aber in Gestalt eines instinktiven, unbezwingbaren Triebes in der ganzen Masse der Juden. Auf daß aber solch ein Glaube lebendig bleibt, ist es natürlich erforderlich, daß sich der status in statu aufs strengste erhalte. Und so erhält er sich denn. Folglich ist und war nicht nur die Verfolgung die Ursache des status in statu, sondern —: die *Idee* ...

als das Vieh« und sind ständig beleidigt. Und die Lumpenelite, die Gutmenschen und Islamverstehrer bestärken sie noch noch in ihrem Bestreben, Europa gemäß Allahs Weisung als Kolonialherren zu beherrschen. Heute (12. 09. 2013) erkennen wir erst richtig, was Karl Martell geleistet hat! In der »Charta der Muslime in Deutschland«, die als Beruhigung der Politik nach dem 11. September gedacht ist, wird das ja deutlich ausgesprochen: »Die Muslime glauben, dass sich Gott über Propheten wiederholt geoffenbart hat, zuletzt im 7. Jahrhundert westlicher Zeitrechnung gegenüber Muhammad, dem "Siegel der Propheten". Diese Offenbarung findet sich als unverfälschtes Wort Gottes im Koran (Qur'an), welcher von Muhammad erläutert wurde. Seine Aussagen und Verhaltensweisen sind in der so genannten Sunna überliefert. Beide zusammen bilden die Grundlage des islamischen Glaubens, des **islamischen Rechts** und der islamischen Lebensweise.« Ganz beiläufig wird also das »islamische Recht« als eine Selbstverständlichkeit erwähnt. Ein zweites Rechtssystem im Rechtsstaat! Die Worte »Scharia« und »Hadithen« werden aber tunlichst vermieden. Hier könnte sich Justizminister Maas Ansehen in der Bevölkerung erwerben.«

Haben aber die Juden wirklich solch ein besonderes inneres, strenges Gesetz, das sie zu etwas Ganzem und Besonderem zusammenbindet, so kann man ja noch über die Frage, ob man ihnen die volle Gleichberechtigung mit dem eigenen Volke geben soll, nachdenken. Selbstverständlich muß alles, was Humanität und Gerechtigkeit verlangen, für die Juden getan werden. Doch wenn sie in ihrer vollen Rüstung und Eigenart, in ihrer nationalen und religiösen Absonderung, im Schutze ihrer Regeln und Prinzipien, die den Grundsätzen, nach denen sich bis jetzt die ganze europäische Welt entwickelt hat, so durchaus entgegengesetzt sind, — wenn sie dann noch die vollständige Gleichberechtigung mit der autochthonen Bevölkerung *in allen möglichen* Rechten verlangen: bekämen sie daraufhin nicht, wenn man sie ihnen gewähren würde, bereits mehr als das, was das autochthone Volk selbst hat, etwas, was sie *über* letzteres stellen würde? Hierauf wird man natürlich auf die anderen Fremdvölker in Rußland hinweisen:

»Die sind gleichberechtigt, oder doch so gut wie gleichberechtigt, wir Israeliten aber haben von allen Fremdvölkern am allerwenigsten Rechte, und das nur, weil man uns fürchtet, weil wir Juden, wie es heißt, schädlicher als alle Fremdvölker sein sollen. Doch wodurch sind denn gerade wir Israeliten schädlich? Wenn auch unser Volk einige schlechte Eigenschaften haben mag, so hat es sie doch nur, weil das russische Volk selbst zur Entwicklung dieser Eigenschaften beiträgt, und zwar einfach durch seine eigene Unwissenheit, seine Unbildung, durch seine Unfähigkeit, selbständig zu sein, durch seine geringe ökonomische Entwicklung. Das russische Volk verlangt ja selbst einen Vermittler, einen Leiter, einen Vormund in den Geschäften, einen Kreditor, ruft ihn selbst, verkauft sich ihm freiwillig! Seht doch, wie es in Europa ist: dort haben die Völker einen festen und selbständigen Willen, eine starke nationale Entwicklung und das Verständnis für die Arbeit, an die sie von jeher gewöhnt sind — dort fürchtet man auch nicht, den Israeliten dieselben Rechte, wie sie die eigene Nation hat, zu geben! Hört man etwa in Frankreich von einem Schaden, den der status in statu der dortigen Israeliten verursachte?«

Allem Anschein nach ein starker Einwand, doch geht daraus nicht hervor, daß die Juden es gerade dort gut haben, wo das Volk noch unwissend ist, oder unfrei oder wirtschaftlich wenig entwickelt, — daß es ihnen also gerade dort vorteilhaft zu leben ist? Anstatt nun durch ihren Einfluß das Niveau der Bildung zu heben, das Wissen zu verbreiten, die ökonomische Fähigkeit in der autochthonen Bevölkerung hervorzurufen und zu entwickeln, wie es die anderen Fremdvölker tun, anstatt dessen haben die Juden überall, wo sie sich niedergelassen, das Volk noch mehr erniedrigt und verdorben, überall dort ist die Menschheit noch niedergebeugter, und ist das Niveau der Bildung noch tiefer gesunken, hat sich noch schrecklicher aussichtslose, unmenschliche Armut verbreitet, und mit ihr die Verzweiflung. Man frage doch in unseren Grenzgebieten die autochthone Bevölkerung, was die Juden treibt und sie so viele Jahrhunderte hindurch getrieben hat! Man wird eine einzige Antwort erhalten: »*Die Unbarmherzigkeit* ... Getrieben hat sie so viel Jahrhunderte hindurch bloß ihre Gier, sich an unserem Schweiß und Blut zu sättigen.« Die ganze Tätigkeit der Juden in unseren Grenzgebieten hat bloß darin bestanden, daß sie die autochthone Bevölkerung in eine rettungslose Abhängigkeit von sich gebracht hat, mit wirklich bewunderungswürdiger Ausnutzung der Verhältnisse. Oh, in solchen Angelegenheiten haben sie es immer verstanden, die Möglichkeit zu finden, über *Rechte* zu verfügen. Sie haben es immer verstan-

den, gut Freund mit denen zu sein, von denen das Volk abhängt; in dieser Beziehung wenigstens sollten sie doch über ihre *geringen Rechte im Verhältnis zum Stammvolk* nicht klagen. Sie haben ihrer bei uns schon übergenuß — dieser Rechte über das Stammvolk! Was in den Jahrzehnten und Jahrhunderten aus dem russischen Volke dort geworden ist, wo sich die Juden niedergelassen haben — davon zeugt die Geschichte unserer russischen Grenzgebiete. Bitte jetzt irgendein anderes Volk von den Fremdvölkern Rußlands zu nennen, das sich in dieser Beziehung mit den Juden messen könnte. Man wird keines finden. In diesem Sinne erhalten die Juden ihre ganze Originalität im Verhältnis zu den anderen Fremdvölkern Rußlands, und der Grund dazu ist natürlich dieser ihr status in statu, dessen Wesen gerade diese Unbarmherzigkeit allem gegenüber, was nicht Jude ist, gerade diese Verachtung jedes Volkes und jeder Rasse und jedes menschlichen Wesens, das nicht Jude ist, ausmacht. Und was liegt darin für eine Rechtfertigung, daß im Westen Europas die Völker sich nicht haben besiegen lassen, und daß somit das russische Volk selbst die Schuld daran trägt, wenn der Jude es knechtet? Weil das russische Volk in den Grenzgebieten sich schwächer als die europäischen Völker erwiesen hat — infolge seiner schrecklichen Jahrhunderte langen politischen Darniederlage —, nur deswegen soll man es also endgültig durch die Exploitation erwürgen, anstatt ihm zu helfen?

Wenn sie auch auf Europa, auf Frankreich z. B., hinweisen so ist dieser status in statu dort wohl kaum so unschädlich gewesen, wie es anfänglich scheinen mag. Das Christentum und seine Idee fallen dort natürlich nicht durch die Schuld der Juden, sondern durch eigene Schuld, doch nichtsdestoweniger *kann man auch in Europa auf einen großen Sieg des Judentums, das viele früheren Ideen schon durch seine Idee verdrängt hat, hinweisen*. Oh, versteht sich, der Mensch hat zu allen Zeiten den Materialismus vergöttert und ist immer geneigt gewesen, die Freiheit bloß in der Sicherstellung seiner selbst durch »aus allen Kräften angesammeltes und mit allen Mitteln erhaltenes Geld« zu sehn und zu verstehn. Doch noch niemals sind diese Bestrebungen so offen und so belehrend zum höheren Prinzip erhoben worden, wie in unserem neunzehnten Jahrhundert. »Jeder für sich und nur für sich und alle Gemeinschaft zwischen den Menschen einzig für sich« — das ist das moralische Prinzip der Mehrzahl der heutigen Menschen und nicht einmal schlechter, sondern arbeitender Menschen, die weder morden noch stehlen. (Die Grundidee der Bourgeoisie, die am Ende des vorigen Jahrhunderts die frühere Weltanschauung ersetzt hat und *jetzt die Hauptidee unseres Jahrhunderts in der ganzen europäischen Welt geworden ist*.) Und die Unbarmherzigkeit zu den niedrigeren Massen, der Verfall der Brüderlichkeit, die Ausnutzung des Armen durch den Reichen — oh, natürlich ist das auch früher schon und überhaupt immer gewesen, aber — *aber es ist doch nicht auf die Stufe einer Wahrheit und Weltanschauung gestellt*, sondern vom Christentum bekämpft worden! Jetzt aber wird es im Gegenteil zur Tugend erhoben! So darf man wohl annehmen, daß es nicht einflußlos geblieben ist, daß überall dort Juden auf den Börsen herrschen, nicht umsonst sie die Kapitale lenken, nicht umsonst sie die Kreditgeber, und nicht umsonst, wiederhole ich, sie die Beherrscher der ganzen internationalen Politik sind!

Und das Resultat davon: *ihr Reich nähert sich, ihr volles Reich! Es beginnt der Triumph der Ideen, vor denen sich die Gefühle der Menschenliebe, der Wahrheitsdurst, die christlichen und die nationalen Gefühle, und sogar der Rassenstolz der europäischen Völker beugen*. Der Materialismus triumphiert, die blinde gefräßige Begierde nach *persönlicher* materieller Versorgung, die Gier nach persönlichem Zusammenscharren des Geldes, und — der

Zweck heiligt das Mittel —: all das wird als höheres Ziel anerkannt, für das Vernünftige, für die Freiheit, an Stelle der christlichen Idee der Rettung, einzig mittelst der engsten, moralischen und brüderlichen Vereinigung der Menschen. Man wird hierauf vielleicht lachend erwidern, daß das keineswegs durch die Juden gekommen sei. Natürlich nicht durch die Juden allein; doch wenn die Juden in Europa gerade seit der Zeit — da diese neuen Grundsätze dort den Sieg davongetragen — die Oberhand gewinnen und gedeihen, sogar in dem Maße, daß ihre Grundsätze zum moralischen Prinzip erhoben werden, so kann man doch sagen, daß das Judentum einen großen Einfluß gehabt hat. Meine Gegner weisen immer darauf hin, daß die Juden im Gegenteil arm sind, und zwar überall, in Rußland nur noch ganz besonders; daß nur der kleine Wipfel dieses Volksbaumes reich ist, die Bankiers und die Könige der Börsen, von den übrigen aber fast neun Zehntel buchstäblich Bettler sind, die sich für ein Stück Brot zerreißen, und Maklerlohn anbieten, um eine Kopeke zu erhaschen. Ja, das ist wahr, doch was bezeichnet es? Sagt das nicht gerade, daß selbst in der Arbeit der Juden, daß selbst in ihrer Exploitation etwas Unrechtes, Unnormales, etwas Unnatürliches ist, das seine Strafe bereits in sich trägt? Der Jude verdient durch Vermittlergeschäfte, er — handelt mit fremder Arbeit. Ein Kapital ist angesammelte Arbeit; der Jude schlägt sein Kapital aus fremder Arbeit! Doch all das verändert bis jetzt noch nichts: *dafür erobern die reichen Juden immer mehr und mehr die Herrschaft über die Menschheit und streben immer eifriger, der Welt ihr Antlitz aufzudrücken und ihr Wesen zu verleihen*. Spricht man über diese Eigenschaft der Juden, so sagen sie immer, auch unter ihnen gäbe es gute Menschen. Herrgott! Handelt es sich denn hier etwa darum? Ich spreche doch in diesem Fall nicht von *guten* oder *schlechten* Menschen. Und gibt es unter Letzteren nicht gleichfalls gute? War denn der verstorbene James Rothschild etwa ein schlechter Mensch? Ich spreche doch nur im allgemeinen vom *Judentum* und von der *jüdischen Idee*, die die ganze Welt ergreift, an Stelle des »mißlungenen« Christentums.

NUN, ES LEBE DIE BRÜDERSCHAFT!

Doch was rede ich eigentlich und wozu? Oder bin ich vielleicht wirklich ein Judenfeind? Sollte es doch wahr sein, was mir eine zweifellos gebildete und edle junge Israelitin schreibt — bin ich wirklich, wie sie sagt, ein Feind, dieses »unglücklichen« Volkes, das ich »bei jeder Gelegenheit grausam angreife«? »Ihre Verachtung für das jüdische Volk, das an nichts anderes, als an sich selbst denkt, wie Sie sagen«, schreibt sie mir, »ist nur zu augenscheinlich.« — Nein, gegen diese Augenscheinlichkeit lehne ich mich auf und bestreite sie. Im Gegenteil, ich sage und schreibe gerade, daß »alles, was die Humanität und die Gerechtigkeit verlangen, alles, was die Menschlichkeit und die Gebote Christi von uns fordern, für die Juden getan werden muß.« Diese Worte habe ich schon einmal geschrieben und jetzt füge ich nur noch, zu ihnen hinzu: abgesehen von allen Bedenken, die von mir ausgesprochen worden sind, bin ich doch für die vollkommene Erweiterung der Rechte unserer Juden in der russischen Gesetzgebung, und, wenn es nur möglich ist, auch für die vollste Gleichheit der Rechte mit der autochthonen Bevölkerung — NB. obgleich sie schon jetzt vielleicht mehr Rechte haben, oder, richtiger, mehr *Möglichkeiten, sich ihrer zu bedienen*, als das autochthone Volk selbst. Bei der Gelegenheit geht mir natürlich wieder etwas anderes durch den Sinn: wie, wenn nun unsere Dorfgemeinde, die unseren armen Bauern vor so viel Bösem bewahrt, aus irgend einem Grunde ins Wanken und Zerbröckeln käme — wie, wenn dann diesen befreiten Bauer, der so unerfahren ist und so wenig

der Verführung zu widerstehen weiß, und den bis jetzt gerade die Dorfgemeinde bevormundet hat, die Juden überfluten — was dann? Dann würde es ja mit ihm einfach aus sein, dann hätte er im Augenblick alles verloren: sein ganzes Eigentum, seine ganze Kraft würde dann schon am nächsten Tage in die Hände der Juden übergehn und dann käme eine Zeit, die man nicht nur mit der Zeit der Leibeigenschaft vergleichen könnte, sondern eher mit der des Tarenjoches.

Doch abgesehen von allem, was mir in den Sinn kommt und was ich geschrieben habe, stehe ich für die vollständige Gleichstellung in den Rechten, — denn also ist es das Gebot Christi. Wozu aber habe ich dann so viel Seiten verschrieben, was habe ich sagen wollen, wenn ich mir jetzt so widerspreche? Gerade das habe ich sagen wollen, daß ich mir nicht widerspreche, daß ich russischerseits kein Hindernis für die Vergrößerung der jüdischen Rechte sehe. Doch behaupte ich, daß es solcher Hindernisse weit mehr auf der Seite der Juden gibt; und wenn sie bis jetzt noch nicht gleichberechtigt sind, so trägt der Russe weniger Schuld daran, als der Jude selbst. Denn gleichwie der einfache Jude mit Russen weder essen noch verkehren will, und diese sich darüber nicht nur nicht ärgern, sondern sofort begreifen und verzeihen — »das tut er bloß, weil er solch einen Glauben hat« —, ebenso sehen wir auch im intelligenten, gebildeten Juden ungemein häufig dasselbe maßlose und hochmütige Vorurteil gegen uns Russen. Oh, man höre nur, wie sie schreien, daß sie die Russen liebten! Einer von ihnen schrieb mir sogar, es bereite ihm großen Kummer, daß das russische Volk »keine Religion hat und sich unter seinem Christentum nichts denkt«! Das ist wohl etwas zu weit gegangen für einen Juden und es wirft sich nur die Frage auf: was versteht denn dieser hochgebildete Israelit selber vom Christentum? Dieser Eigendünkel und Hochmut ist für uns Russen eine der am schwersten zu ertragenden Eigenschaften des jüdischen Charakters. Wer ist von uns unfähiger, den anderen zu verstehen: der Jude oder der Russe? Ich rechtfertige eher den Russen: der Russe hat wenigstens keinen religiösen Haß auf den Juden — entschieden nicht! Die anderen Vorurteile aber — wer hat die mehr? Da schreien nun die Juden, daß sie so viel Jahrhunderte lang verfolgt und unterdrückt worden seien, es sogar jetzt noch wären, und der Russe dieses zum mindesten in Betracht ziehen müsse, wenn er den jüdischen Charakter beurteilt. Gut, wir ziehen es auch in Betracht, was wir sofort beweisen können: in der intelligenten Schicht des russischen Volkes haben sich mehr denn einmal Männer erhoben, die für die Rechte der Juden eingetreten sind. Was aber tun die Juden? Ziehen sie etwa die langen Jahrhunderte der Unterdrückung und Verfolgung, die das russische Volk ertragen hat, in Betracht, wenn sie die Russen anklagen? Wäre es möglich, zu behaupten, daß unser Volk weniger Leid und Elend erfahren hätte, als die Juden, einerlei wann und wo? Und wäre es möglich, gleichfalls zu behaupten, daß es *nicht* der Jude gewesen, der sich mehr als einmal mit den Unterdrückern des russischen Volkes vereinigte — daß er zur Zeit der Leibeigenschaft den russischen Bauern abkaufte und somit sein unmittelbarer Beherrscher war? Das ist doch wahr, ist doch Geschichte, unleugbare Tatsache! Doch noch nie haben wir gehört, daß das jüdische Volk darüber Reue empfände; es klagt immer nur den russischen Bauern an, daß er es wenig liebe.

Einst wird volle und geistige Einheit unter den Menschen herrschen und es wird kein Unterschied der Rechte mehr bestehn! Darum bitte ich vor allem meine Herren Israeliten—Gegner und —Korrespondenten, doch wiederum uns Russen gegenüber nachsichtiger und gerechter zu sein. Ist der Hochmut der Juden ihr ewiger »mäkelnder Widerwille« der russischen Rasse ge-

genüber, nur ein Vorurteil, ein »historischer Auswuchs« und *verbirgt sich darunter nicht irgend ein viel tieferes Geheimnis ihrer Gesetze oder ihres Wesens* — so wird sich all das nur um so früher zerstreuen und wir werden uns einmütig in guter Brüderlichkeit zusammentun, zu gegenseitigem Beistand und für die große Sache — unserer Erde, unserem Staate, und unserem Vaterlande zu dienen! Die gegenseitigen Anklagen werden allmählich aufhören, die Ausnutzung dieser Anklagen, die das klare Verständnis der Dinge verhindern, wird verschwinden. Für das russische Volk kann man bürgen: oh, es wird dem Juden die größte Freundschaft entgegenbringen, trotz des Glaubensunterschieds, und doch wird es volle Achtung für die historische Tatsache dieses Unterschiedes bewahren. Trotzdem aber ist zu einer vollständigen Brüderlichkeit — *Brüderlichkeit beiderseits erforderlich*. Möge doch der Jude wenigstens nur etwas brüderliche Gefühle zeigen, um den Russen zu ermutigen. Ich weiß, daß es unter den Juden auch jetzt schon viele gibt, die sich nach der Beseitigung der Mißverständnisse sehnen und wirklich äußerst menschenfreundlich sind — ich will die Wahrheit nicht verschweigen. Auf daß nun aber diese nützlichen und menschenfreundlichen Leute nicht den Mut verlieren, ein wenig ihre Vorurteile abzuschwächen und damit den Anfang der Sache zu erleichtern, wünschte ich die volle Erweiterung der Rechte des jüdischen Volkes, wenigstens soweit das möglich ist: inwieweit das jüdische Volk die Fähigkeit beweist, sich dieser Rechte zu bedienen, *ohne daß die autochthone Bevölkerung darunter zu leiden hat*. Nur eines fragt sich noch: werden diese tapferen und guten Israeliten auch viel erreichen und inwieweit sind sie selbst fähig, zur neuen schönen Aufgabe der *wirklichen* brüderlichen Vereinigung mit ihnen dem Glauben und dem Blute nach fremden Menschen?

DIE BEERDIGUNG DES ALLMENSCHEN

— — — Nun aber will ich doch einen Brief anführen, keinen anonymen, sondern einen von einer mir sehr gut bekannten Dame, Fräulein L., einer jungen Jüdin, deren Bekanntschaft ich in Petersburg gemacht habe. Sonderbarerweise haben wir kein einziges Mal über die »Judenfrage« gesprochen, obgleich sie eine strenge und ernste Israelitin zu sein scheint. Wie ich sehe, hat ihr Brief eine Beziehung zu dem heute von mir geschriebenen Kapitel über die Juden. Es wäre vielleicht zuviel über dasselbe Thema, doch hier handelt es sich um etwas anderes: der Brief zeigt eine ganz andere Seite der Frage, vielleicht die entgegengesetzte, und außerdem ist er geradezu ein Hinweis auf die Lösung des Problems. Ich hoffe, Fräulein L. wird mir verzeihen, wenn ich hier mit ihren Worten jenen Teil ihres Briefes wiedergebe, der von der Beerdigung des Doktors Gindenburg in M. handelt. Unter dem frischen Eindruck dieser Beerdigung hat sie so aufrichtige und in ihrer Wahrheit so rührende Worte gefunden. Ich will es nochmals hervorheben, daß dieses von einer Jüdin geschrieben ist, daß diese Gefühle — Gefühle einer Jüdin sind ...

Ich schreibe Ihnen unter dem tiefen Eindruck des Trauermarsches. Der 84jährige Doktor Gindenburg ist heute beerdigt worden. Da er Protestant war, wurde er zuerst in die lutherische Kirche gebracht und dann erst auf den Kirchhof, solche Trauer, solche von Herzen kommenden Worte, so heiße Tränen habe ich noch an keinem Grabe gesehn ... Er starb in der größten Armut, so daß man zuerst nicht wußte, womit ihn beerdigen.

58 Jahre praktizierte er schon in M ... Und wieviel Gutes hat er in dieser langen Zeit getan! Wenn Sie wissen würden, Fedor Michailowitsch, was das für ein Mensch war! Er war Doktor und Frauen-

arzt; sein Name wird hier ewig weiterleben, es sind schon Legenden über ihn entstanden. Alle Armen nannten ihn »Vater«, liebten und vergötterten ihn, doch erst seit seinem Tode begreifen sie ganz, wen sie in ihm verloren haben. Als er noch im Sarge lag (in der Kirche), gingen alle, aber auch alle hin, um ihn zu beweinen und seine Füße zu küssen; besonders die armen Jüdinnen, denen er soviel geholfen hat, weinten und beteten für ihn, damit er geradewegs in den Himmel komme. Heute kam unsere frühere Küchenmagd (sie ist furchtbar arm) zu uns und erzählte, er habe bei der Geburt ihres letzten Kindes, da er gesehn, daß keine Kopeke im Hause war, 30 Kopeken gegeben, damit man ihr eine Suppe koche, und darauf sei er jeden Tag gekommen und habe jedes Mal 20 Kopeken hinterlassen; und als sie sich ein wenig erholt hatte, habe er ihr zwei Feldhühner geschickt. So hat er auch einmal bei einer furchtbar armen Wöchnerin (solche wandten sich immer an ihn) sein Hemd ausgezogen und sein Kopftuch abgenommen (sein Kopf war immer mit einem Tuch umwunden) und beides zu Windeln zerrissen. Auch erzählt man sich hier, wie er einen armen Juden, einen Holzfäller, und dessen ganze Familie kuriert hat. Jeden Tag ist er zweimal zu ihnen gekommen und, nachdem er alle wieder auf die Füße gebracht, hat er den Mann gefragt: »Womit wirst Du mich bezahlen?« Der soll ihm geantwortet haben, daß er nichts hätte, außer der letzten Ziege, die er sofort verkaufen würde. Das hat er denn auch getan, hat sie für 4 Rubel verkauft und diese dem Doktor gebracht. Der Doktor hat darauf den Holzfäller nach Hause geschickt und seinem Hausknecht 16 Rubel gegeben, damit er eine Kuh kaufe. Nach einer Stunde wird dem Holzfäller eine Kuh gebracht und gesagt, der Doktor habe die Ziegenmilch schädlich gefunden.

So hat er sein ganzes Leben hindurch Gutes getan. Zuweilen hat er sogar 30 bis 40 Rubel Armen gegeben. Dafür ist er jetzt wie ein Heiliger begraben worden. Alle Juden hatten ihre Läden geschlossen und folgten dem Sarge. Bei unseren Beerdigungen singen gewöhnlich kleine Knaben Psalmen, doch ist es ihnen verboten, auch zur Beerdigung Andersgläubiger zu singen. Hier aber gingen während der ganzen Prozession unsere kleinen Knaben vor dem Sarge her und sangen mit lauter Stimme diese Psalmen. In allen Synagogen wurde für seine Seele gebetet und ebenso läuteten die Glocken *aller* Gotteshäuser während der Prozession. Die Militärkapelle spielte Trauermärsche und die jüdischen Musikanten waren zum Sohn des Verstorbenen gegangen, um ihn um die Erlaubnis zu bitten, während der Prozession spielen zu können, was sie sich zur Ehre anrechnen würden. Alle armen Israeliten haben zu 10 und 5 Kopeken gebracht, um für ihn Kränze zu kaufen, die reichen Israeliten aber haben viel gegeben und einen großen prachtvollen Kranz gestiftet, aus frischen Blumen mit einer schwarz—weißen Schleife, auf der in goldenen Lettern seine Hauptverdienste standen, wie z. B. die Gründung des Krankenhauses und Ähnliches. Ich habe nicht alles entziffern können, und kann man denn überhaupt seine Verdienste aufzählen?

An seinem Grabe sprachen der Pastor und unser Rabbiner und beide weinten sie. Er aber lag in seinem alten, fadenscheinigen

Rock, den Kopf mit dem alten Tuch umwickelt, dieser liebe Kopf.
Es schien, als ob er schlief.

EIN EINZELNER FALL

Das ist ein einzelner Fall, wird man sagen. Nun, dann ist es wieder meine Schuld, wenn ich in einem einzelnen Fall, den Anfang der Lösung eines ganzen Problems sehe ...

Die Stadt M. ist eine große Gouvernementsstadt im Westen, und es gibt daselbst sehr viel Juden, Deutsche, Russen natürlich, Polen und Litauer, und alle diese Nationalitäten liebten jede den Alten, als ob er zu ihrer Nationalität gehört hätte. Selbst aber war er Protestant und Deutscher, — gerade ein Deutscher: die Art und Weise, wie er dem armen Juden die Kuh schenkte, ist ein echt deutscher Witz. Zuerst verblüfft er ihn: »Womit wirst Du mich bezahlen?« Und natürlich hat der Arme, da er ging, um seine letzte Ziege zu verkaufen, um den »Wohltäter« bezahlen zu können, keineswegs gemurrt, sondern nur in tiefster Seele bedauert, daß die Ziege im ganzen nicht mehr als 4 Rubel wert war. Was aber sind 4 Rubel für alle von dem armen Doktor ihm und seiner Familie erwiesenen Wohltaten? Und wie zufrieden muß der alte Doktor bei sich gelächelt haben, da die Kuh zum Juden gebracht wurde. »Na, ich werd ihm mal unseren deutschen Witz zeigen« sagt er sich und ist womöglich die ganze Nacht hindurch heiter, die er am Bette einer armen Wöchnerin verbringt. Wenn ich Maler wäre, würde ich bestimmt ein Bild in diesem Genre malen, so eine Nacht in einer grauenvoll armen Hütte. Über alles liebe ich den Naturalismus in der Kunst, doch bei vielen unserer heutigen Naturalisten fehlt das »sittliche Zentrum« in ihren Bildern, wie sich vor kurzem ein großer Dichter und feiner Künstler in seiner Kritik über Semiradskis Bild ausgedrückt hat. Hier, in diesem von mir für ein Genrebild vorgeschlagenen Stoff würde, glaube ich, solch ein sittliches Zentrum sein. Und welch ein prachtvolles Sujet für einen Künstler! Erstens, die ideale, unmögliche, schmutzigste Armut der jüdischen Hütte. Man kann sogar noch viel Humor hierbei verwenden. Humor ist doch der Scharfsinn eines tiefen Gefühls — diese Bezeichnung gefällt mir ungemein. Mit feinem Gefühl und Verstand könnte der Künstler viel aus dem alten Hausgerät der armen Hütte machen. Und prachtvoll würde sich die Beleuchtung ausnehmen: ein brennendes Stümpfchen Talglicht auf einem schiefen Tisch und durch das einzige bereifte Fenster, durch Eisblumen, das Morgengrauen des anbrechenden Tages. Die Frau hat erst bei Tagesanbruch geboren und nun müht sich der alte Doktor um das Neugeborene. Keine Windeln, kein einziger Lappen im Haus — es gibt solche Armut, meine Herren, ich versichere Ihnen, der reinste Realismus, ein Realismus, der bis ans Phantastische reicht! Und da hat denn der Greis schon seinen fadenscheinigen Rock ausgezogen, und darauf das Hemd, das er nun zu Windeln zerreißt. Sein Gesicht ist ernst und nachdenklich. Der kleine neugeborene Judenbengel zappelt vor ihm auf dem Bett und der Christ nimmt das Jüdchen auf seinen Arm und wickelt es in das Hemd, das er von seinen eigenen Schultern gezogen hat. Darin steckt die rechte Lösung der Judenfrage, meine Herren! Der achtzigjährige nackte und von der Morgenkälte zitternde Körper des Doktors kann im Bilde im Vordergrund stehn. Viel läßt sich natürlich aus seinem Gesichtsausdruck, sowie dem der jungen Mutter machen: sie sieht auf ihr Neugeborenes und wundert sich über das, was der Doktor mit ihm anstellt. »Dieser arme, kleine Jude wird groß werden und vielleicht auch sein Hemd abziehen, um es einem Christen zu geben, wenn er sich der Geschichte seiner Geburt erinnert« — denkt vielleicht in naivem und edlem Glauben der Alte bei

sich. Wird das je geschehen? Wahrscheinlich wohl nicht, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß es geschieht. Das beste, was wir tun können, ist glauben, daß dieses geschehen kann und wird ¹. Der Doktor hat aber schon ein Recht, daran zu glauben, denn in ihm ist es ja schon geschehn: »Habe ich es getan, so wird es auch ein anderer tun; bin ich denn besser als ein anderer?« sagt er sich, um sich zu stärken ... Nein, dieses Bild, glaube ich, würde schon ein »sittliches Zentrum« haben.

Ein einzelner Fall! Vor zwei Jahren schrieb man aus dem Süden Rußlands— ich habe vergessen, aus welcher Stadt — von einem Doktor, der am Morgen eines heißen Tages aus der Badeanstalt kam, schnell nach Hause eilte, um Kaffee zu trinken, und deshalb an einem beim Baden Ertrunkenen keine Wiederbelebungsversuche machen wollen, trotz der Bitte der Volksmenge. Ich glaube, er ist deshalb verurteilt worden. Aber das war vielleicht ein gebildeter Mensch, ein Anhänger der neuen Ideen, ein Progressist, der bloß »vernünftig« neue Gesetze und Gleichberechtigung verlangte, und »einzelne« Fälle ² nicht weiter beachtete. Vielleicht glaubte er sogar, die einzelnen Fälle könnten eher schaden, indem sie die allgemeine Entscheidung hinausschöben, und daß es in Betreff einzelner Fälle »je schlimmer desto besser« sei. Dieser »Allmensch«, wie ich den andern, den Typ jenes alten Doktors nennen möchte, wenn er auch nur ein einzelner war, so hat er doch über seinem Grabe die Bevölkerung einer ganzen Stadt vereinigt. Diese russischen Weiber und diese armen Jüdinnen haben zusammen seine Füße geküßt, haben sich gemeinsam an seinen Sarg gedrängt und zusammen geweint. Achtundfünfzig Jahre Dienst für die Menschheit, achtundfünfzig Jahre unermüdlicher Liebe haben alle wenigstens einmal um einen Sarg in gleicher Begeisterung und in gemeinsamer Trauer vereinigt. Die ganze Stadt begleitet ihn, die Glocken *aller* Gotteshäuser läuten, und in allen Sprachen werden die Gebete für ihn gesungen. Der Pastor und der Rabbiner reden an dem offenen Grabe, jeder in seiner Sprache, jeder in seiner Art, und doch mit den gleichen Gefühlen. In diesem Augenblick ist doch die »Judenfrage« überwunden. Der Pastor und der Rabbiner haben sich an diesem Grabe in gemeinsamer Liebe vor allen Christen und Juden vereinigt. Was liegt daran, daß jeder, wenn er vom Kirchhof zurückgekehrt ist, wieder in seine alten Vorurteile verfällt? Steter Tropfen höhlt den Stein: diese »Allmensch« besiegen die Welt, indem sie sie vereinigen. Die Vorurteile werden mit jedem »einzelnen« Fall mehr und mehr verblasen und endlich ganz verschwinden. »Über den Alten werden sich Legenden erhalten«, schreibt Fräulein L., gleichfalls eine Jüdin. Die Legende aber ist der erste Schritt zur Sache; das ist eine lebendige Erinnerung und ein unermüdliches Erinnern an diese »Besieger der Welt«, denen die Erde gehört. Hat man aber einmal den Glauben gefaßt, daß das wirklich Besieger sind, und daß »solchen wirklich die Erde gehören wird«, so hat man sich fast schon mit allem ausgesöhnt. All das ist furchtbar einfach, doch schwierig scheint nur eines zu sein: nämlich, sich zu überzeugen, daß jede große Gesamtzahl sich aus Einern zusammensetzt. Alles würde sonst auseinanderfallen, wenn diese Einzelnen nicht wären. Diese Einzelnen geben den Gedanken, geben den Glauben, geben das lebendige Beispiel, somit also auch den Beweis. Es ist durchaus kein Grund vorhanden, so lange zu warten, bis alle ebenso gut geworden sind, wie sie, oder wenigstens sehr viele: es sind nur sehr wenige solcher erforderlich, um die Welt zu retten, dermaßen stark und mächtig sind sie. Ist dem aber so, — wie soll man dann nicht hoffen?

1 Einem Moslem wird das nicht passieren, eine von einem Ungläubigen erwiesene Wohltat verpflichtet ihn zu nichts, denn sie kam ja von **Allah**.

2 Auch die »**Einzelfälle**« sind uns aus der islamischen Kriminalität gut bekannt.

Eine Prostituierte ist ermordet worden

Wie steht's, Herr Nachbar, mit der Sinnenlust?
Hand auf die Stelle, wo kein Herz ist, spricht
dies erste, letzte Mal die Wahrheit! Nicht wahr,
ihr lügt ja nur und peitscht für eure Lüge
den Leib, weil er euch noch die Wahrheit sagt.
Es ist ja alles Lüge, was ihr treibt;
wahr seid ihr nur im Bett. Nicht wahr, dort seid ihr's?
Weil aber eure Wahrheit euern Weibern
zu wenig ist, so lügt ihr, haßt die Wahrheit
und schickt sie auf die Straße, euch zu freun,
daß ihr vor ihr dann doch die gute Stube
voraus habt, wo die angetraute Lüge
der Ehrbarkeit für euch verwelken darf.
Die drinnen rächen jene, die schon draußen,
und retten so die Ehre des Geschlechts.
Denn gerne sterben sie für die Moral.
So tut Natur doch, was die Sitte will.
Die Freien sind verachtet; die in Ketten
stehn hoch in Ansehn. Doch bedenkt, auch ihnen,
den einmal nur für's Leben Prostituierten,
den ein für allemal euch Prostituierten
den euch allein und stets nur einmal Prostituierten
genügt die Ehre nicht. Die Ehrbaren
sie möchten auf die Straße, fort, zu jenen,
die nur der Ehre bar sind, nicht des Lebens.
Ihr, spürend es, nicht wissend, macht aus Wut
die draußen schlechter und die drinnen ärmer.
Ihr seid zu feig, die draußen und die drinnen
gleich auf der Stelle zu ermorden. Geht,
was wollt ihr denn, mir wollt ihr eure Ehre
vormachen? Eure Stimme kenne ich!
Kehlköpfe hab' ich nachts auf meinem Schreibtisch,
die eure Stimme haben, drossle sie,
weil sie des Lebens Atem nie gewollt,
weil sie durch ihr Gekrächz den einzigen Wohllaut,
den Gott geschaffen hat, erdrosselt haben.
Seit euch im Hals der Adamsapfel steckt,
schiebt ihr es auf das Weib. So lügt denn weiter!
Kehlköpfe krächzt, Kahlköpfe quiekt, gröhlt, flucht,
Kohlköpfe! Weiter! Lacht die Schöpfung aus!
Erkennt, daß nur die Weiber nackend sind,
schämt euch für sie und nicht für euch. Nur zu!
Glaubt weiter, daß die tote Prostituierte
unwert des Schmerzes sei, und ein Kondukt
von Prostituierten sei noch weniger wert,
von allen den euch angeborenen Ehren
nur die zu nehmen und sie zu erweisen,

die ihr nach Zeit und Rang die letzte nennt,
und die die erste ist, die Menschlichkeit,
seit der Geburt entstellt zur Bürgerfratze,
seitdem sie lebt, der Menschlichkeit erweist!
Wie ward es möglich nur, daß Jud und Christ
sich immer so in den Vokabeln irren,
nicht dort die Schmach zu finden, wo sie stehn,
und immer dort nur, wo die letzte Spur
von Menschentum sie selbst begraben haben.
Wie steht's, Herr Nachbar, mit der Sinnenlust?
Was denn? Das wahrhaft einzige Bedürfnis,
das zu befriedigen nicht wie euer Essen,
wie euere Verdauung, euer Schlaf
nur der Gewohnheit schmeckt — dankt jenen nicht,
die sich ihm opfern, schmäht sie noch dafür?
Wie, eine Welt, die alles für das Geld tut,
und nur für Geld, und auch was sie nicht kann,
und auch das Schlechte, sie verachtet die,
die ihr ein Gutes tun und es ihr schenken?
Und schmäht den Tausch von Geld und jener Gabe,
durch die das Weib erst sittlich wird zum Weib?
Ich weiß nicht, wie das zugeht. Doch das weiß ich:
Die ärmste Dienerin der Lust, die Geld
dem Zeitungsmann für die Annonce gibt
und die er, deren Geld er nicht verachtet,
und wär' sie mißgestaltet, und im Dunkel
bleibt ihr Gesicht, ihr zugekehrt dein Rücken —
nur dafür, daß sie ihn betasten kann,
steht näher sie dem Geist und deinem Glück
als alle Leistung sämtlicher Journale,
Kollegien und jedes Dings im Staat,
das Wohltat dir und Fortschritt soll besorgen
und dessen Dasein schon, nicht dessen Leistung,
dich aufhält und betrügt, verarmt und schwächt.
Kitzeln der Haut dient besser euch als Lügen!
Wehrt sich der Geist denn gegen die Natur?
Erliegt er ihr? Er weiß, er lebt, er bleibt
stets im Zusammenhang. Der Ungeist wehrt sich
zugleich im Kampf mit Geist und mit Natur,
die bärtige Bildung, die mir überm Leben
schwarz wie ein Haarsack hängt, schwarz wie die Sonne
beim Weltgericht. Nehmt euch in Acht vor euch!

Glossen

AUS DEN ERSTEN GESELLSCHAFTSKREISEN

Reichsdeutscher

50 Jahre alt, den ersten Gesellschaftskreisen angehörig, durch den Krieg veranlaßt, Italien zu verlassen, wo er sehr wertvollen Besitz hat, sucht zur Durchführung absolut sicheren Geschäftes mit einer Dame in Verbindung zu treten, welche 100.000 bis 150.000 Kronen auf zirka 1 Jahr investieren kann. Kein Risiko. Selbe soll nicht unter 40 Jahren, sehr gebildet sein, um nach glücklicher Durchführung eventuell Heirat zu ermöglichen. Gefällige Zuschriften unter »W. E. 2335« an Rudolf Mosse, Wien, I., Seilerstätte 2.

Ehedem war alles unsicher. Da wurde nach glücklicher Entführung eventuell Heirat ermöglicht, aber die Sache ging dann leicht auseinander, denn die Basis war nicht solid. Jetzt wird nach glücklicher Durchführung geheiratet, und wenn es so weit ist, dann kann man sich drauf verlassen, daß die Sache auch hält. Er kam, sah und siegte. Er fragte, ob sie Pinke Pinke habe. Sie sagte, sie habe Pinke Pinke. Darauf sagte er: M. w. Das heißt auf deutsch: Machen wir. Sie wartete. Er, durch und durch solid, italienischen Einflüssen schon unzugänglich, Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, das heißt auf deutsch von Haby bis Fußwohl, kein Schwerenöter, kam, sah und sagte: M. w.! Wieder hieß das: Machen wir. Sie aber wußte, was soll es bedeuten, und las es als: Mein Weib! So ward die Sache zuerst perfekt, wurde hierauf entriert und kam schließlich zustande ... Es wird Zinseszinsen geben. Aber die Kindeskinde werden dem Kapital, fluchen und bei Nennung des Namens Mosse das Fatum spüren, welches ihresgleichen das Dunkel der Welt erblicken ließ.

* * *

FORMEN

»Unsere Flieger statten, über vom Feinde besetzte 2000 Meter hohe Berge hinwegfliegend, den Italienern *Besuche* ab und geben uns sehr wertvolle Nachrichten, den Italienern *elegante Visitenkarten aus Ekkrasit und Eisen* ab ... «

* * *

EIN WEIB

»Gedanken«, die der Frau Emmi Lewald »in schlaflosen Nächten« und in Velhagen und Klasings Monatsheften kommen:

»Dreitausend tote Engländer vor der Front!« Keine Symphonie klänge mir jetzt schöner! Wie das angenehm durch die Nerven rinnt, tröstlich, hoffnungserweckend: »Dreitausend tote Engländer vor der Front!« — bis in die Träume klingt es nach und surrt wie eine schmeichelnde Melodie ums Haupt ...

* * *

KRIEGSVERRAT DER NATUR

» ... Von Ernest muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Unser sanfter, mädchenhafter Ernest, der die Sarah Bernhard so schön kopieren kann, und der, wie ich Ihnen jetzt gestehen will, die meisten meiner Hüte aufputzte, hat sich bald nach Kriegsausbruch zur Front gemeldet. Wir rieten ihm natürlich ab, denn wir dachten, er werde das Gewehr nicht heben können, und daß seine zarte Konstitution diese Strapazen in diesen verdammten Gräben nicht eine Woche ertragen werde; er aber ließ sich nicht abhalten und soll sich sehr tapfer benommen haben. Bei einem Bombardement wurde ihm der Arm zerschmettert, leider der rechte. Als er nun hier im Spital lag und nach der Operation zum erstenmal zu sich kam, rief er. 'Nurse! Nurse! ist es ein Bub oder ein Mädcl.' Kann die Natur sich tiefer verraten? ... «

Gewiß nicht. Es ist der Kriegsverrat der Natur. Es steht in einem angeblichen Brief einer Londoner Dame, den ein Wiener Journalist als Feuilleton abdruckt und für den er, wenn seine Korrespondentin, die sowenig Gwendolen heißen dürfte wie er Sil—Vara, wirklich lebt, nach Friedensschluß eine Honorarentschädigung zu zahlen haben wird. Dieser Friedensschluß sollte aber nicht nur zur Bereinigung der finanziellen Angelegenheit nicht länger hinausgeschoben werden, sondern auch aus der Erkenntnis, welche eine Erzählung zum Wesen dieses Krieges beisteuert, die in einem aufrichtigen Gegensatz zu dem sonst an derselben Stelle erscheinenden Register von Heldentum steht. Wenn anders man nicht annehmen will, daß die heroischen Möglichkeiten der Hysterie auf die englische Jugend beschränkt seien.

* * *

KINDER UND VÖGEL SAGEN DIE WAHRHEIT

Ein Stuttgarter Kind schrieb:

... Heute haben wir zum erstenmal Flieger, und die haben Bomben heruntergeworfen und wir in der Schule haben sie gehört. Dann hat unsere Lehrerin gesagt, wir sollen unter die Schulbänke herunterschlupfen, und die Lehrerin hat sich in den Kasten, wo sie die Kleider darin hatte, versteckt. Aber die Kinder haben alle geweint. Bloß drei Kinder haben nicht geweint, und ich. Die haben

gesagt: O Mamale, o Mamale! Ich habe Kopfweh bekommen, mein Herz hat so arg geklopft und zittern hab' ich auch müssen, aber nicht geweint. Dann haben die Kinder gebetet und die Lehrerin auch. Ich wollte auch, aber ich konnte doch keines. Wir sind alle gesund geblieben, Großmutter und Großvater auch. Als ich zum Essen heimkam, war ich noch weiß vor Angst, daß Großmutter, die sich doch nicht schnell verstecken kann und nicht bücken und unter das Sofa und unter alles zu dick ist, schon tot wäre ...

Eine Zeitung in Dunkerque brachte den Bericht eines englischen Soldaten:

... Die Gasbomben sind eine fürchterliche Waffe der Deutschen. Merkwürdigerweise künden uns die Vögel den Angriff jener an. Häufig riechen wir die Gasdämpfe noch gar nicht, da verlassen die schlafenden Vögel schon die Zweige, auf denen sie gesessen sind, fliegen unruhig hin und her und piepen ängstlich. Solcherweise werden wir beinahe regelmäßig gewarnt und haben Zeit, Maßregeln zu treffen ...

Und die Menschen, die erwachsenen, wissen noch immer nicht, was sie tun.

* * *

IHR ALLE SOLLT ZU PATRONEN WERDEN

»Österreicher! Österreicherinnen!

Die Tücke des Feindes hat Mittel ersonnen, die darauf abzielen, die Schärfe unseres Schwertes abzustumpfen, *die Stahlhärte der Kriegerherzen* unserer kämpfenden Brüder, Gatten und Söhne zu zerfetzen.

Durch Aushungern sollten wir mürbe und kleinmütig gemacht werden. Tapfer und ruhig im Regen der feindlichen Geschosse, haben wir tapfer und ruhig in der Heimat *dem inneren Feinde, dem Hunger, in das Auge geblickt* — und ihn niedergerungen. Wir haben die vorhandene Brotfrucht *brüderlich untereinander geteilt* und die Vorsehung hat uns eine gesegnete Ernte beschieden.

Die Feinde wollen uns aber auch wehrlos machen, indem sie uns die Zufuhr jener Metalle unterbinden, deren wir zur Herstellung von Munition, das heißt zum Schutze unserer Heimat, unserer *Hütten*, zum Schutze der Ehre unserer Frauen, zum Schutze des Lebens unserer Kinder, unserer greisen Eltern, bedürfen.

Der inländische Vorrat an Metallen aller Art, in den verschiedensten Händen, in den verschiedensten Formen, ist unermesslich, so daß wir die andere uns von den Feinden zuge dachte Gefahr siegreich niederkämpfen werden. *Es bedarf hier nur der Klarheit im Denken.*

... Je inniger eure Erinnerung an einem oder dem andern Gegenstand haftet, desto heiliger ist das Opfer, das ihr dem Vaterlande darbringt.

... Landesgenossen! Wir wollen nicht, daß sich der Feind unser Kupfer aus unseren Wohnungen holt. *Wir wollen es ihm entgegenfeuern!* Also nochmals: Der Kupferkessel in der Waschküche, das Metallgerümpel auf dem Dachboden, die *tausendmal geputzten* Kessel, Kannen, Schüsseln in der Küche, der alte Messingmörser, der durch Stein— oder Eisenmörser ersetzt werden kann, das alte

Messingleuchterpaar vom Großmutterl, die Nippes und Nichtigkeiten aus dem Wohnzimmer, *ihr alle sollt zu Patronen werden.*«

* * *

So?

»Der Ausfall der Kupfer— und Messinggeschirre ist für die moderne Küche nicht von entscheidendem Einfluß. *Die jüngere Generation kennt keinen Mörser mehr! ...* «

* * *

FÜR WEIHNACHTEN

» ... Fast täglich kommt es an verschiedenen Stellen zum Handgemenge, das oft mit unglaublicher Wut geführt wird. Mit Handgranaten und Kolben, mit Bajonett und Messer, wird oft im wilden Knäuel Mann gegen Mann gerungen. Auch Bißwunden wurden wiederholt festgestellt, doch bleibt im Nahkampf den Truppen die Handgranate die *liebste* Waffe.«

* * *

EINE MEZZIE

Den Unterschied zwischen Zerstören und Aufbauen kann man deutlich an den folgenden Beispielen erkennen:

... Es wird auf die Monarchisten, die nach Millionen zählen, einen eigentümlichen Eindruck machen, daß die verbündeten Italiener nicht einmal die Ruhestätte des letzten Bourbonen der französischen Linie, eines Nachkommens Ludwigs des Heiligen, des Grafen Chambord, geschont haben ... Der letzte Bourbone aus der französischen Königsfamilie hat auf einem Schlosse bei Wiener—Neustadt in Frohnsdorf gelebt und hat auch in einem kleinen Palais auf der Wieden ein Absteigquartier besessen ...

Im Kloster Castagnavizza ruht auch Karl X., der letzte König von Frankreich, aus dem französischen Königshause der Bourbonen ... Jedoch auch im Grabe ist ihm keine Ruhe geblieben und die Kapelle, wo sich seine Gruft befindet, wurde von den Italienern beschossen. König Viktor Emanuel hat diese militärische Leichenschändung an dem Grabe eines nahen Verwandten zugelassen.

Das ist arg, aber abgesehen von der bekannten, durch ihre Einfachheit entsetzlichen Erkenntnis, daß »Krieg Krieg ist«, kommt es ganz darauf an, welcher legitimistische Mund hier die Pietät für den Grafen Chambord und für Karl X. reklamiert, die ihm bisher in ihren Gräbern »stark aufgelegt« sein dürften. Es ist derselbe Mund, der die Empfehlung eines Absteigquartiers auf der Wieden, auch wenn es zufällig nicht der Aufenthalt eines »Nachkommens« Ludwigs des Heiligen ist, professionsmäßig betreibt, der Mund, der gerne »alte, falsche Zähne« erwirbt, und dessen Fürsprache kürzlich die folgende Mezzie vermittelt hat:

Heilige Reliquie des heiligen Prokop mit Kardinalssiegel verschlossen, ererbt von protestantischer Familie, ist gegen entsprechend hohe Summe abzutreten. Offerten unter »C. B 7728« an Rudolf Mosse, Berlin NW. 6, Schiffbauerdamm 4.

Das ist doch mal was Positives. Hier ist eine Gelegenheit, wie sie sich selten findet, dank einer Pietät, von der man sagen kann, daß sie sich gewaschen hat. Die Messe wird schon längst bei Mosse gelesen. Wertheim, Abteilung für Reliquien, soll jetzt eine »heilige Woche« haben. Aber daß der heilige Prokop, wie nur ein deutscher Dichter, nun endlich auch zu Mosse geht, noch dazu mit dem Kardinalssiegel als Aufmachung, das ist wohl das erste Wunder, dessen diese zu allem fähige Zeit fähig war.

* * *

SCHMÜCKEDEINHEIM

**Heldengrab,
zugleich Reliquienkästchen
und Photographieständer.**

Der Vertrieb einer wirklich interessanten Kriegsneuheit, in Deutschland und Österreich-Ungarn patentamtlich geschützt, ein Heldengrab darstellend, genau der Wirklichkeit nachgebildet, wird an tüchtige Herren gegen hohe Provision vergeben.

* * *

ICH HATT' EINEN KAMERADEN

Erst beim genauen Lesen eines Gerichtsaalberichtes kommt man dahinter, daß »Ich hatt' einen Kameraden« und »Gold gab ich für Eisen« Operetten sind, nicht Liebeswerke und daß der ganze Inhalt von Opfer und Treue, den die beiden Devisen decken, Gegenstand ist eines Streites zwischen dem Herrn Viktor Leon, der Gold für Eisen nahm, und einem Kameraden, den er hatte, und dem er nichts davon geben wollte. Denn beide hatten zusammen die »Idee«, und das Gericht, wirklich das Gericht, sollte entscheiden. Es war vor dem Weltkrieg nicht vorauszusehen, daß die Sache in dieses Fahrwasser kommen werde. Sonst hätte man es sich vielleicht überlegt. Vielleicht doch der Erkenntnis von der blutigen Kontrastfähigkeit der Welt lieber den Entschluß abgerungen, gegen den innern Feind zu wüten. Aber was ist der Librettist, der der Menschheit ganzen Jammer anfaßt, dem dieser Jammer den Abend füllt und das Haus vollmacht, was ist der Librettist, der den Mut zur Aktuali-

tät hat, der so ehrlich ist, seine Gewinnsucht in den Dienst einer großen Sache zu stellen, und so geistesgegenwärtig, dem Weltkrieg einen Bombenerfolg abzujagen, was ist er doch für ein harmloser Zeitgenosse neben dem andern Librettisten, der sich welthistorisch verstellt, Allerseelenstimmungen schreibt mit dem Refrain: »Es muß sein« und der Überzeugung Ausdruck gibt, daß auch im Innern der trauernden Mütter, der Witwen und Waisen »wie eherner Glockenklang dies Wort schwingt, dem wir uns alle beugen«. Muß es auch sein, daß sie sich das von Herrn Salten, einem jetzt unbeschäftigten Librettisten, sagen lassen? Braucht die Musik des Todes solchen Text? Der Tröster hat noch einen Refrain. Auch den versteht man erst beim genauen Lesen. Wie er nämlich so, sinnend, vor einem Soldatenfriedhof steht, wiederholt er, immer wieder, die Worte: »Ich hatt' einen Kameraden«. Und er nimmt Abschied vom Leser, nachdenklich, mit den Worten: »als wär's ein Stück von mir«. Es dürfte Neid sein. Leon macht volle Häuser.

* * *

DEUTSCHE ANNONCE

**Honigfliegenfänger
Hindenburg**
„Einen bessern findest
du nicht“

m. Aufhängevorrichtg., beste frische
Beleimung, 100 St. 4.20 M., 200 St.
franko Nachnahme. Will, Honigfliegen-
fänger-Versand Wartenfels Nr. 292
(Bay. Obfr.)

* * *

DIANA— KRIEGS — SCHOKOLADE

Und vorn die Bilder der Heerführer. Was ist das? Das ist unsere Kultur. Wie schmeckt das? Süß. Könnte man sich diese Marke ins Französische übersetzt denken? Nein. Wiewohl doch Schokolade unschwer ins Französische zu übersetzen wäre, Krieg guerre heißt — abgeleitet von c'est la guerre — und die Diana dem lateinischen Vorstellungsleben eigentlich näher steht als dem deutschen. Aber hat dort das Denken überhaupt Raum für diese mixta composita? Vollzieht sich in irgendeiner Region dieser unaufhörliche Händlergriff in jedes dem Wesen der Ware entrückte Gebiet, dieser Einbruch in das Reich aller Edelwerte, Mythologie, Glorie, Tod, Kunst, Liebe, Religion, die als Packpapier, zur »Aufmachung« des Artikels für geeignet befunden werden? Untersuchen wir den Fall. Hat der Krieg etwas mit Schokolade zu schaffen? Immerhin, und eben darin steckt das Problem der Kultur und also des Krieges. Was hat aber Schokolade mit dem Krieg, der Krieg mit Diana, Diana mit Schokolade, der Krieg mit Schokolade und Diana zu schaffen? Nichts, und eben darum. Denn: Schokolade ist angenehm, der Krieg ist nützlich — Diana ist nützlich und angenehm. Es ist das »Gesamtkunstwerk«, das Angebot des großen Orchesters für die Nachfrage des kleinen Tons, das malerische Musikdrama mit Philosophie, Juristerei und Medizin und leider auch Theologie, aber mehr Wagner als Faust, die Kunst, aus allem Kunst und aus dem Leben ein »Leipzi-

ger Allerlei« zu machen, und diese Vielheit von Leben und Kunst zum Schluß apollinisch gebändigt »im Dienste des Kaufmanns«. Man verbindet. Die jüdische Weltanschauung und die neudeutsche könnte man nicht verbinden, weil es zu viel vom Selben wäre. Dennoch besteht ein Unterschied. Dort wird in der Regel und aus Sparsamkeit nur Schokolade mit Knofel serviert. Hier aber gibts alles, was gut und teuer ist, was die große Zeit bietet und die Jahreszeit nicht bietet, hier ist immer das Gastmahl des Trimalchio, immer Prahlhans Küchenmeister, hier heißt es einfach: Schokolade ist jut, Krieg ist jut — wie jud muß erst sein Schokolade mit Krieg und Diana!

* * *

DIE LETZTE WAHRHEIT ÜBER DEN WELTKRIEG



Den Heldentod fürs Vaterland erlitt unser lieber,
jüngerer Chef Herr

Wilhelm Berdux

Landsturmmann in einem Infanterie-Regiment.

Sein weiter kaufmännischer Blick ließ ihn früh
die großen Kampfesziele erkennen und freudig zog er hinaus
pro gloria et patria.

Nun hat ihm die Norn die Wege verlegt, die treue Liebe
in rastloser Arbeit für ihn geebnet.

Sein hehres Bild bleibt unvergänglich in unserer Erinnerung.

Berdux & Sohn, G. m. b. H.

* * *

ENTSCHEIDUNG

... Busse besorgt zur Literatur im Kriege gleichsam die Literaturgeschichte im Kriege. Sein Standpunkt ist die Rednerbühne des zum Tag, allerdings auch über den Tag hinaus sprechenden Literaturkritikers. Busse hat sie oft genug an dieser Stelle aufgeschlagen, und seine gedrungene Art zu denken und zu urteilen, sein starker Vortrag, sein umfassendes Wissen und die freie, geistreiche Art, wie er davon Gebrauch macht, haben ihm hier rasch eine große Gemeinde zugeführt.

Es gibt also eine Busse—Gemeinde!

... Zwar spielt er einmal ... *Geibel* gegen *Flaubert* aus, aber er macht diese denn doch etwas zu zeitgemäße Unterschätzung der französischen Kunst an einer anderen Stelle seines Buches gut, indem er in dem gleichfalls deutschnationalen Wettkampf *Mörrike* gegen *Heine* beherrscht und *ritterlich für Heine eintritt*, von dem er *temperamentvoll* behauptet, daß er »zehn Mörrikes über den Haufen renne« ... Am Ende schreibt ja auch der kerndeutsche Karl Busse Feuilletons, noch dazu glänzende. *Darin liegt etwas Veröhnlich es*. Der Wiener Leser, der ein Feuilleton zu werten und

zu schätzen weiß, wird, indem er diese kleine Auslese *nachkostet*, mit unpolitischem Behagen feststellen —

daß der Herr Busse, einer der glänzendsten Schmierer, denen die Größe der Zeit Unterschluß und ihre Not Unterhalt gewährt hat, den faux—pas, Geibel über Flaubert zu stellen, dadurch gutmacht, daß er Heine über Mörike stellt. Aber wozu gibt es denn eigentlich deutsche und österreichische Schützengräben, wenn man nicht den Mut hat, diese ganze Brut, die ein Feuilleton zu werden, zu schätzen, nachzukosten und vor allem zu schreiben weiß, ohne weitere Musterung hineinzuwurfen? Wird in diesem Krieg für Geibel und gegen Flaubert gekämpft? Nein, gegen Mörike und für Heine!

* * *

DIE FRONT DES HINTERLANDS

»(Julius Stettenheim), der unerschöpflich humorvolle Plauderer, hat Sonntag seine goldene Hochzeit gefeiert. Fast möchte man es nicht glauben, wenn es nicht wirklich Tatsache wäre, so lebensvoll ist »Wippchen« immer noch. Zur Feier des goldenen Hochzeitstages sah die Berliner Wohnstätte des Jubelpaares in langer Reihe die Freunde und *Mitstreiter* zur Gratulation *aufmarschieren*.«

Ja wofür streiten die denn mit? Ich Drückeberger wüßt' es gern.

* * *

DIE KALTE SCHULTER

Die 'Kölnische Zeitung' über die österreichische Literatur:

Die Werke (von Schönherr, Bahr und Schnitzler) sind so bar jeder echten schöpferischen, künstlerischen Kraft, so im Letzten banal, daß der selige Anzengruber in Erinnerung vor diesen Ereignissen fast wie ein literarischer Halbgott erscheint. Ja, man fragt sich, gegenüber den etwas krampfhaften Bemühungen unseres Theaters, *gerade jetzt den bundesbrüderlichen Ereignissen in deutschen Landen Anerkennung zu verschaffen*, nicht ohne Grund, ob es nicht doch auch im jungen *Deutschland* Dichter gibt, die die viele aufgewendete Mühe *besser lohnen* als das genannte Kleeblatt Wiener Literatentums, das nach den letzten Proben seiner Kunst völlig versagt hat ... Nachdem wir mit Enttäuschung Schnitzler, Schönherr, Bahr so schnell hintereinander an einem deutschen Theater erleben konnten, mag eine *Gewissensfrage kulturell—politischer Art* gestattet sein: *Glaukt ernstlich jemand in Deutschland heute noch an die Überlegenheit jener sogenannten österreichischen Kultur, sei es nun Theater oder Kunstgewerbe, oder sind nicht gerade jene letzten Dokumente eines wienerischen Literatentums und jener viel zu sehr künstlich gezüchteten Geschmäcklerkunst Beweis dafür, daß unser trefflicher Bundesbruder in diesem Weltkrieg auch einer inneren Reformation an Haupt und Gliedern bedarf, um fortan in einer neuen deutschen Weltkultur bestehen zu können? ...*

Kein Zweifel, die wienerischen Kunstgewerbler sind unter dem Niveau einer neuen deutschen Weltkultur.

* * *

AUS EINEM MELDEZETTEL

» ... Herrn Devrient als Lesekünstler ist eine nicht häufige, überaus fesselnde Gabe eigen: er läßt im Vortragssaale das schauspielerische Element selbst mit Verzicht auf rhetorische Überraschungen zurücktreten, ohne darum die scharf *geprägte* Eigenart seiner mimischen Kunst zu verleugnen ... Man darf die Schwierigkeit der Aufgabe nicht verkennen, Schillers »Handschuh« und »Das verschleierte Bild zu Sais« oder gar »Des Sängers Fluch« dergestalt vor uns zu *prägen*, daß man Schulerinnerungen vergißt und eine eben geschaffene Dichtung zu vernehmen meint ... Auch wußte ihm das Publikum warmen Dank dafür, daß er es mit jüngeren Poeten, besonders Georg Terramares noch ungedruckten »Wiener Sonetten« bekannt machte ... Innigkeit des Empfindens ist hier mit Kraft der *Prägung*, heimatliche Farbe mit Melodie vereint und zu einem reizvollen Ganzen gerundet ... «

Die heimatliche Farbe: Referent muß ein Präger sein.

* * *

EINER, DER WEIT GEHT

» ... so erlaube ich mir folgenden Vorschlag zu machen: Man sollte jeden Hauseigentümer verpflichten, in seinem Hause an einem leicht zugänglichen Platz eine Kiste aufzustellen. In derselben könnte erkaltete reine Asche gesammelt werden. Tritt plötzlich Glatteis ein, so wüßte der Straßenkehrer, wenn Sandmangel ist, wo er einen Ersatz für Sand finden könnte. *Ich gehe sogar noch weiter*. Ich bin *überzeugt*, daß die meisten *Hausbesorger* sich bereit erklären würden, im Interesse des allgemeinen Wohles sogar die Straße längs ihres Hauses *selbst* mit Asche zu bestreuen.«

* * *

SKLAVENAUFSTAND

» ... Das Nachspiel, in dem gegen die vormalige Pariser Modediktatur und für die Herrschaft des Wiener Geschmacks beherrscht gestritten wird ... «

* * *

DIE FREIGELASSENEN

Eine Wienerin meint:

» ... Besonders die hohen Kragen sind für mich ein Merkmal von Paris. *Denn die Pariserinnen haben hohe, schmale, häßliche Häuse* und müssen deshalb trachten, sie durch einen hohen Kragen zu verbergen. *Die Wienerin aber*, die einen schönen, weißen, *molligen* Hals hat, bedarf des schützenden Kragens nicht und will ihren Hals *lieber frei tragen* ... «

Warum nicht, recht hat sie. Von der Pariserin, die sich auf Vergleiche wohlweislich überhaupt nicht einläßt, weil ihr eben die Lüge im schmalen Hals stecken bliebe, nimmt kein Hund mehr einen Bissen. Daß sie häßlich und ungraziös ist, hat man schon immer gewußt und sich nur nicht getraut auszusprechen. Aber jetzt, wo alle Rücksichten aufhören und man aus freiem Hals der Wahrheit wieder die Ehre geben kann, stellt sich auch noch heraus, daß sie weder mollert noch riegelsam, weder g'statzt noch punkert ist, weder, mangels jeglicher Hochquellenleitung, einen hübschen Kropf hat, noch ein zartes Goderl, von dem man sagen könnte, daß doppelt besser hält, weder eine g'schmackige Rückenlinie noch ein unterspicktes Vorderes, ferner daß es auch mit den Gspäßlaberln nicht zum besten bestellt ist und daß sie überhaupt nicht das ist, was man ein mudelsauberes Weibi nennen wird, und deshalb auch nicht so leicht Gelegenheit finden dürfte, zu einem Mandi »Gehn S' weg Sie Schlimmer!« zu sagen. Während hingegen, wie der Dichter hervorhebt, das Schöne und das Gute der Wienerin bekanntlich im Blute liegt, und wallt drin jederzeit. So daß also natürlich das Resultat »in punkto Feschität« ein tadelloses ist, aber schon »taarloos«, und man sich genötigt sieht, dazu »tulli« zu sagen oder, je nachdem, »Ihnen gesagt«.

* * *

HOFFNUNG AUF DIE WIENER MODE

Das Programmbuch zu Melbourns gedankenreicher »Siegerin«, die einen Bombenerfolg gehabt hat, enthält die Erklärung, daß »die Wiener Mode einer Lawine gleich die Welt mit ihrem Geist überfluten und ihr den Stempel ihrer Erfindung aufdrücken wird« Das ist wirklich zitiert und trägt nicht etwa jenen Stempel der Erfindung, mit dem da eine Verwechslung passiert ist. Gegen das Bild selbst ist nichts einzuwenden. Daß Lawinen einer Ortschaft den Stempel ihrer Erfindung aufdrücken können, nachdem sie sie mit ihrem Geist überflutet haben, wissen die Älpler, zum Beispiel die Hallstätter, nur zu gut. Die Städter haben es besser. Die sitzen im Deutschen Volkstheater bei der »Siegerin« und denken nicht im Schlaf daran, daß einmal auch eine Luftbombe, originell, wie sie schon ist, Geist haben und einer Lokalität den Stempel ihrer Erfindung aufdrücken könnte. Denn bis dahin hats nicht nur lange Weile, sondern auch den Übermut jener Dummheit, die sich selbständig machen will und nicht untergehen wird, selbst wenn Bomben Erfolg haben könnten.

* * *

DIE ALTE MODE

Zweifle an der Sonne Klarheit, aber nicht daran, daß der Brief der Infantin Maria de las Nieves de Braganza de Borbon »aus dem Französischen des Originals ins Deutsche übersetzt« ist. Denn:

Man wird meine Idee vielleicht sehr sonderbar finden. Aber »à la guerre comme à la guerre« (»Krieg ist eben Krieg«) und in Wirklichkeit macht man sich gar keine Vorstellung davon, bis zu welchem Grade man Stoffe verwenden kann, von denen man glauben würde, sie

würden, weil von Herrschaften abgetragen, von ihnen nicht mehr verwendet werden, umsoweniger, wenn die Herrschaften sich darüber aufhalten, daß man bei uns noch immer Pariser Modelle trägt.

* * *

IM KRIEGSJAHR

<p><i>Junger Mann</i> der ersten Gesellschaft, der viel allein ist, sucht passende Korrespondenz. Gefällige Zuschriften unter Chiffre »Kriegsjahr 15758 « ...</p>	<p><i>Elegante junge Zionistin</i> wünscht Gedankenaustausch mit geistvollem, der ersten Gesellschaft angehörigem Zionisten. Unter Chiffre »Weiß—blau« ...</p>
---	--

Warum denn in die Ferne schweifen, wenn das Gute gleich in der Spalte nebenan ist. Links dürfte ein Haken sein. Daß ein junger Mann der ersten Gesellschaft das Schicksal, im Kriegsjahr 15758 viel allein zu sein, anstatt längst Anschluß gefunden zu haben, nicht gelassen trägt, sondern noch annonciert, wird die Dame nicht abschrecken. Aber wer weiß denn, ob er ein Zionist ist, was man ja auch nicht jedem gleich an der Nase ansieht. Indes dürfte sie vorlieb nehmen müssen. Denn es ist immerhin fraglich, ob es in der ersten Gesellschaft überhaupt Zionisten gibt. Allerdings ist wieder nicht ausgemacht, daß er gerade eine wenn auch noch so fesche Zionistin will. Vielleicht überlegt er sich's. Er sollte sich freuen, daß es so etwas gibt, zugreifen und im Kriegsjahr 5676 nicht mehr allein sein.

* * *

SELTSAME BETTGENOSSEN DER NOT

<p>Für einen 50jährigen <i>Grafen</i> große sehr elegante Gestalt, kinderloser Witwer in bedeutender Position, Protestant, wird ohne Unterschied des Glaubens sehr reiche Dame bis 45 Jahre als Gattin gesucht. Unter Chiffre »Alter Adel 50« an das Ank.—Bur. d. Bl.</p>	<p><i>Warnung!</i> Es ist mir zu Ohren gekommen, daß bei Wareneinkauf mein Name mißbraucht wurde. <i>Ich erkläre hiermit, daß ich bis heute für keinen Heller Ware gekauft habe.</i> Den Wareneinkauf werde ich oder mein Sohn Moses David persönlich oder schriftlich später besorgen. <i>Meilech Gans</i> aus Przemysl derzeit Wien ...</p>
---	---

* * *

EIN FREUND UNSERES BLATTES

hat mit einem Erzherzog über Angelegenheiten der Kriegsfürsorge gesprochen. »Er hatte die Freundlichkeit, uns einige Mitteilungen über das Gespräch zu machen.« »Der Freund unseres Blattes erzählt Folgendes über den Empfang ... «:

... Auf der Fahrt sprach der Erzherzog mit dem jungen Manne, und was er sagte, sollte den Unglücklichen mit seinem Schicksale aussöhnen und die Herbheit des schweren Opfers für das Vater-

land mildern *und* die Gedanken zu Möglichkeiten hinüberleiten ... und mir fällt der Teuerdank ein *und* ich sehe den Schnitt des Kopfes, die Ähnlichkeit mit dem Bild des Kaisers Maximilian ...

Wer mag wohl der Freund unseres Blattes sein? Ein bißl lebhaft ist er und unberufen viel »und« gebraucht er und der Erzherzog sagt zu ihm:

... *und* so ist mein Tag, daß ich beständig Verwundete *und* Verletzte um mich sehe *und* die traurigen Eindrücke in mich aufnehme, *und* die Arbeitslast braucht alle meine Kräfte, *und* das ermüdet, *und* zuweilen fürchte ich, daß sie nicht zureichen können. Erfreulich sind jedoch die Ergebnisse der Sammeltätigkeit, *und* die Ziffern sind ganz außerordentlich *und* das Beispiel sehr wirksam.

Aber so spricht doch ein Erzherzog in der Regel nicht. So spricht ein Freund unseres Blattes. Wer mag der wohl sein? Vom Erzherzog sagt er:

Er hat den Trieb, dort, wo er eingreifen soll, auch die *Einzelheiten* zu verstehen.

Und die Details sicher auch, und das Gespräch geht auf »Kontingentspiritus und Exkontingentspiritus« über und ich glaube, daß der Freund unseres Blattes der beste Freund unseres Blattes ist und ich sehe den Schnitt des Kopfes und die Ähnlichkeit ist groß und der Schnitt ist groß und das Ganze ist ein Druckfehler und mir fällt der Teuerdank ein und er heißt nicht Max, sondern Moriz.

* * *

EINE SONDERBARE BEGEGNUNG

Die Fürstin Montenuovo, wie es denn schon zu geschehen pflegt, hatte die Ehre, einen Dr. Bela Szekely empfangen zu dürfen. Sie sprach viel, er sah sie dabei schweigend an. Er sprach nichts. Heute kann er verraten, daß die Montenuovos früher Neipperg hießen. Wie die Szekelys früher hießen, weiß kein Montenuovo. Was hatte sie ihm zu sagen? Sie sprach über die »Heldinnen des Krieges«. Man kann sich denken.

Im Augenblicke, wo eine Frau als freiwillige Krankenschwester oder in anderer Verwendung in den Dienst des Roten Kreuzes tritt, muß sie sich derselben Disziplin unterwerfen, wie gewerbsmäßige Krankenpflegerinnen. Sie muß abwechselnd bei Tag und Nacht Dienst verrichten, schlafen, wo es eben möglich ist. Arbeit gibt es in größter Fülle, und da heißt es, gute Miene zum bösen Spiel machen, sich niemals beschweren, Nerven und Muskeln stählen, *und Dienste leisten, welche das feinere Gefühl von Damen*, die den besseren Gesellschaftskreisen *entspringen*, wo sie nur die heitere, wohlgefällige Seite des Alltagslebens kennen lernten, *tief verletzen*. Es sei zu Ehren der Frauen gesagt, daß sie alle, ob von hoher oder bürgerlicher Herkunft, ob reich oder arm, sich mit demselben Feuereifer dieser heiligen Sache widmen.

Warum tun sie es, wieso ist es heilig, wenn es die feineren Gefühle verletzt, weshalb entspringen sie den Gesellschaftskreisen, denen sie entspringen? Weil eben jetzt, wo jeder Mann ein Held ist, jede Frau eine Heldin ist, das versteht sich doch von selbst. Auf tausend Arten sind das jetzt alle. Szekely schwieg und staunte.

Die Fürstin, die ohne Unterbrechung, in *einem* Zuge über das ihrem Herzen so nahestehende Thema gesprochen hatte, hielt jetzt *für einen Augenblick* inne. *Ihre Augen ruhten mit einem Blick auf*

mir, woraus ich entnehmen konnte, daß sie bewegt Worte für den Ausdruck eines tiefen Gefühls suchte.

Oh Szekely! — Nein. Sondern:

Endlich sprach die Fürstin:

»Wenn ich mir diese opferfreudige Betätigung der österreichischen Frau vergegenwärtige, kommt mir unser schönes, altes Kaiserlied in den Sinn, worin es heißt:

Fromm und bieder, wahr und offen
Laßt für Recht und Pflicht uns steh'n.
Gut und Blut für unsern Kaiser,
Gut und Blut für's Vaterland!«

Szekely schwieg. Ihr aber, die ihr auch schweiget, glaubet ihr wirklich, daß die Fürstin Montenuovo vor dem Dr. Bela Szekely, im Anschauen des Szekely, versunken im Anblick des Szekely, die Volkshymne gesungen hat, noch dazu bloß die unbekannteren Strophen? Traun, ich möchte es bezweifeln. Selbst wenn sie gewollt hat, wenn es ihr auf der Zunge lag, ich mein', sie hat an sich gehalten. Sie hat es, diesmal noch, unterdrückt. Aber wenn es geschah, was tat Szekely inzwischen? Er schwieg. Aber war er nicht befangen? Hatte er nicht das Gefühl, zu stören? Im Gegenteil.

Wieder war es still geworden für einige Augenblicke.

Die Fürstin kam aber bald auf ihre Ausführungen zurück.

Sie erklärte nunmehr dem Szekely die Volkshymne, sie führte ihn ein:

»Diese Worte unserer Volkshymne«, sagte Ihre Durchlaucht, »sind gleich einem Evangelium jedem Österreicher von Kindheit auf ins Herz geschrieben ... «

Szekely wußte genug.

Die Fürstin erhob sich und reichte mir freundlich die Hand. Das Gespräch war zu Ende.

Szekely ging schweigend, aber bewegt ab.

Nach einer anderen Version — es sei ihr nämlich doch sonderbar vorgekommen, von Heldinnen des Krieges mit einem Helden der Feder zu sprechen — hat die Szene den folgenden Schluß gefunden:

Fürstin (verläßt ihn und verhüllt das Gesicht). Gehen Sie!

Ich schätze keinen Mann mehr.

Szekely (in der heftigsten Bewegung vor ihr niedergeworfen). So wahr ich da leb', das Leben ist doch schön!

(Er springt auf und geht schnell fort. Die Fürstin in ihr Kabinett.)

* * *

ZU WOHLTÄTIGEM ZWECK

hat die Gräfin Mysa Wydenbruck den stadtbekanntesten Idealisten Paul Wilhelm empfangen und nun wird auch von ihr zugegeben, was schon lange ein öffentliches Geheimnis war, daß sie nicht nur kunstsinnig ist, sondern sich auch in schier aufopfernder Weise betätigt. Die Damen, die sich jetzt betätigen oder gar ein Beispiel geben und deren heutiges Verhalten ein lautes Bekenntnis ist, daß sie bisher nur dem Tand gedient haben, teilt man in solche ein, die sich aufopfern, und in solche, die sich schier aufopfern, welches letzteres natürlich um einen Grad mehr ist ¹. Die Gräfin Wydenbruck ist aber vielleicht eine der wenigen, die nichts zu bereuen haben, denn sie hat schon vor Ausbruch des

¹ Das ist ja eine Antizipation der freiwilligen Flüchtlingshelfer und Innen des Jahres 2015 in Deutschland!

Weltkrieges sich in vielen Komitees betätigt, es sind jetzt, der Größe der Zeit entsprechend, nur neue hinzugekommen, und sie wird vielleicht dereinst von sich sagen können, daß sie, ohne sich zu zersplittern, ihr Möglichstes getan und keine der Gelegenheiten, die das Leben bietet, um dabei zu sein, versäumt hat, dort, wohin sie einem Rufe folgte, gleich Lanckoronski, dem Beschützer der schönen Künste, und wo das Ehepaar Hofrat Wolf, das wie Telramund und Ortrud in das lichte Reich der Personalnachrichten ragt, schon anwesend war, während die Flora Dub nur als eine Luftspiegelung bei heiterem, warmem und stillem Wetter, den Wanderer neckend, am Horizont entsteht (Fata Morgana) und wieder andere Zelebritäten wie Spitzer und Spitzky erst im Gedränge der Zeit zu den Spitzen gestoßen sind. Es war jenes kunterbunte Leben, wo stets, wenn auch nichts weiter geschah als daß ein bulgarischer Gesandter einen Nagel in ein Wahrzeichen schlug, ungerufen viel Leute herbeigeeilt waren, was möglich zu retten, eine Fülle von gerade verfügbaren Trebitschs und Fröhlichs und anderen Hilfskräften, unter ihnen auch jener unentbehrliche Gynäkolog, als gälte es dem Wehrmann einen Nagel nicht einzutreiben, sondern im Gegenteil, und die Charitas, eine von jenem Charas abgeleitete Eigenschaft, mit dem an der Spitze die Rettungsgesellschaft zwar erschien, aber in zahlreichen Fällen keinen Anlaß hatte zu intervenieren, diese Form von Nächstenliebe, die alle Retter verbrüdert, war jene nach oben und hinten gewendete Art von Liebe, durch die sich, wenn der Hammer auf den goldenen Nagel schlug, die Bande gefestigt fühlte, und von der der Dichter auf die Frage, was sie denn sei, so schön und treffend sagt: viel Seelen und ein Gedanke, zwei Stiasny und ein Schlag. So war das Leben und so ist es weiter. Nun wäre es freilich nicht galant, wohlthätige oder auch nur kunstsinnige Damen, selbst wenn sie sich noch so deutlich im Kulturbild einer Stadt bemerkbar machen, deren Eigenart in einem täglich aus dem Weltbrand geretteten Namensregister besteht, wieder beim Namen zu nennen. Andererseits aber kann ich doch nicht gut behaupten, daß in meinem Menschheitsideal die Figur der Dame, die sich fürs Neue Wiener Journal besuchen läßt, just die Position hat, die ich ihr als — sagen wir, um im Jargon der Wiener Lebenslust zu bleiben — »Damenfreund« so gern einräumen möchte. Daß jetzt Frauen die Rolle, die ihnen die Anmut zuweist, zu wohlthätigem Zweck refusieren, mag einen Pathologen der Zeit nicht überraschen. Die Neuerung aber, daß Frauen dem Ruf der Zeitung so freudig folgen wie dem des Vaterlands, muß selbst ihn bedenklich stimmen. Leider hat mich meine eigene krankhafte Denkrichtung darauf angewiesen, den Zeitgeist von seinen typischen Anhängern oder Opfern nicht trennen zu können, und es ist mir umso weniger vergönnt, dort eine Separierung vorzunehmen, wo die Vermischung von Adelswerten und dem weltbeherrschenden Gegenteil sich in einer schier aufopfernden Weise täglich vollzieht. Ich weiß, mein Register ist nur das Widerspiel jener trostlosen Nomenklatur, die uns heute das Ohr füllt; aber diese Bescheidenheit vermißt sich des Glaubens, daß der Geruch der Namen, die ich aus dem Tag durch die Zeit schleppe, erst jenen, die die Träger nicht gekannt haben, so in die Nase steigen wird, daß diese ganze Leib— und Lebhaftigkeit einer tollhäuslerischen Epoche vor ihrem Auge steht, und daß sie glauben werden, ich hätte diese Ephemerer nie erlebt und die Namen, die plötzlich Typen decken, erfunden. Nur die Begrenztheit meiner Nervenkraft berechtigt öfter zu der flehentlichen Bitte an die Zeitgenossenschaft, Maß zu halten und sich mir bloß in den wichtigsten und zur besten Übersicht geeigneten Fällen zu offenbaren — sonst darf ich kleinlich sein nach Herzenslust. Um also auf die Gräfin Wydenbruck zurückzukommen, so erscheint es doch eigentlich als ein Zug, der selbst dem noch bewahrten Zeremoniell einer sich aufgebenden Gesell-

schaft widerstrebt, daß eine Privatwohnung einer nicht eingeladenen Horde von Zeitungslesern eröffnet werden kann, die sich überzeugen darf, wie »vornehmlich ein feiner Farbensinn und Vorliebe für Zartes, *Enervierendes* die Richtlinien für die Auswahl der gesammelten Kunstwerke abgegeben haben«. Der Besucher, der offenbar der Vorliebe für *Enervierendes* seinen Empfang zu danken hat, sucht aber die Gräfin auch in den Räumen auf, wo sie die Wohltätigkeit ausübt, und trifft sie natürlich teils nähend, teils selbst wacker zugreifend, und sie versichert ihm, daß unter allen sechzig Arbeiterinnen ein »patriarchalisches Verhältnis« herrsche. Aber nicht nur mit der Nähstube, die einem zweifellos anständigen Zwecke dient, sondern »auch zur zeitgenössischen Literatur steht die Gräfin in enger Fühlung; sie spricht von ihrer besonderen Verehrung für Artur Schnitzler, den sie zu den eigenartigsten und feinsten Erscheinungen der modernen Literatur zählt«, und da sie bei dieser Gelegenheit nicht im Traum daran denkt, dem Paul Wilhelm den Weg ins Freie zu zeigen, so sieht man wirklich, daß sie ein Herz für die Literatur hat. »Unvergeßlich« ist ihr zum Beispiel »auch ein Frühstück mit Mark Twain und Peter Nansen, bei dem die beiden großen Dichter drei bis vier Stunden auf einem Fleck beisammen gesessen waren und sich gegenseitig ihre Erlebnisse erzählt hatten«. Von ihrer eigenen künstlerischen Betätigung spricht sie nicht gern, sie wehrt bescheiden ab, ja, sie gibt zu, sie hat einmal Gesangsstunden bei der Marchesi genommen, aber Krieg ist Krieg, und eine gelegentliche Bemerkung — wahrscheinlich lautet sie: *c'est la guerre* — »führt wieder rasch zu der ernstesten Gegenwart, die wie auf allen, auch auf der Gräfin mit ihrem ganzen Schwergewicht wuchtet«. Dem Besucher, der so galant ist, ihr tragen zu helfen, macht sie dafür das eigenartige Geständnis, sie »schwärme für die österreichisch—ungarische Monarchie«, eine Schwäche, die schier mehr Aufopferung verlangt als die, für den Schnitzler zu schwärmen, und die wohl manche insgeheim fühlen, aber nicht jeder den Mut hat auszusprechen. Daß die Gräfin nebstbei »auch eine Reihe von Plänen für kleinere und größere Veranstaltungen« nicht hat, sondern »hegt«, versteht sich von selbst. Sie hat nämlich nicht nur für die Nähstube, die eine nützliche Einrichtung ist, sondern auch für das Künstlerhaus, das mehr dekorative Ansprüche befriedigt, zu sorgen, und da bewegt man sich in einer idealen, sozusagen poetischen Region, wo man nicht haben, sondern nur hegen kann und wo immer schon, nicht nur jetzt, die Hilfszeitwörter gefehlt haben. Man spricht etwa davon, daß einer, wiewohl er ein beliebter Künstler (ohne ist), jetzt schon lange keine Aufträge bekommen (ohne hat). Darum also betätigt sich die Gräfin an der sogenannten »Kunstfürsorge«, die aus dem bekannten Bestreben hervorgegangen ist, jenen Leuten aufzuhelfen, die eben dadurch, daß die »rauhere Wirklichkeit« für die »feineren Stimmen« des Lebens kein Ohr habe und nur die »unmittelbaren Erfordernisse« gelten lasse, zu Schaden gekommen (sind). Sie ist fest entschlossen, und sie hält es für eine »unendlich bedeutsame Aufgabe, nicht nur jetzt, sondern auch in den kommenden Friedenszeiten die Kunst energisch zu unterstützen, den Boden zu bereiten für ihre neue und nach dem Krieg gewiß bedeutsame Entwicklung«. Und wahrlich, glückliche Ausnahmen wie die Erscheinung des Meisters Koch, der schon jetzt in einer Möbelniederlage auf dem Kärntnerring die große Zeit ausstellen durfte und alle Heerführer zum Sprechen ähnlich getroffen hat, bestätigen nur die traurige Erfahrung, daß die Kunst jetzt brach liegt, und die Gräfin Wydenbruck vertritt den Standpunkt, daß man »ihrer auch jetzt nicht, vielleicht gerade jetzt nicht vergessen darf«. Dagegen wäre, da ja der Wohltätigkeit keine Grenzen gesetzt sind, höchstens ein Lob des Krieges vorzubringen, der den ehrlichen Willen hat, sein Verbrechen an der Menschheit wenigstens dadurch gutzumachen,

daß er das Künstlerhaus in ein Spital umgewandelt hat und daß die früher dort beschäftigten Maler wegen der schlechten Zeiten keine Aufträge kriegen, und bei aller Geringschätzung des Unfugs, der diese rauhere Wirklichkeit in Szene gesetzt hat, müßte doch gesagt werden, daß ein Zustand, der sich jenen feineren Stimmen des Lebens, die wir sonst auf Gschnasfesten zu hören bekamen, verschließt, auch etwas für sich hat. Gegen den Vorwurf der Unbarmherzigkeit, die einen notleidenden Künstler, der ja doch auch ein Mensch ist, darben lassen wolle, salviere ich mich durch die Versicherung, daß mir nichts ferner liegt, als Leute, die arbeitswillig sind und entschlossen, sich in einer Zeit, in der sie nichts zu malen kriegen, auf ehrliche Weise ihr Brot zu verdienen, dem Hungertode, preiszugeben. Ganz im Gegenteil wollte ich schon längst in Vorschlag bringen, daß man alle jene Personen, denen es in Friedenszeiten vergönnt war, sich dem Geldmann durch ein Stilleben angenehm bemerkbar zu machen, jetzt, da dies nicht mehr zu den unmittelbaren Erfordernissen gehört, unverzüglich in den Dienst der nun einmal leider gegebenen rauheren Wirklichkeit stelle und dafür entlohne, daß sie, am besten gleich im Künstlerhausspital, von den Krankenbetten der Soldaten die Leibschüsseln hinaustragen; damit diese Handreichung, die zweifellos ein unmittelbares Erfordernis vorstellt und keineswegs unappetitlicher ist als die protegierte Malerei, der Entwicklung der Kunst bei weitem nicht so hinderlich wie diese, der Entwicklung der kommenden Geschlechter jedoch über alle Maßen hinderlich, nicht mehr von Komtessen besorgt werden muß. Von den wehrlosesten Opfern einer aufgebundenen Fibelparole, denen Geburt, Grazie und das Glück der Sinne ein besseres Schicksal angewiesen haben als die Aussicht, die Kriegsjahre ihrer Jugend in dieser Atmosphäre einer unerbittlichen Barmherzigkeit zu verbringen, bei einer Betätigung, die mir das Vorbild edlen Frauentums beinahe so zu verzerren scheint wie der schier aufopfernde Entschluß der Aristokratin, sich für das Neue Wiener Journal interviewen zu lassen.

Die Schönheit im Dienste des Kaufmanns

Lieber Loos!

2. November 1915

Sie haben die Absicht, durch einen Vortrag dem nur in Wiener Hirnen existenzfähigen Gedanken der Kreierung, einer »Wiener Mode« Schwierigkeiten zu bereiten, diesem dernier cri einer nach Wien zuständigen Dummheit, die sich vom »Joch der Pariser Mode« befreien will, dem bekannten Joch, welches die Eigentümlichkeit hat, daß man so lange unter ihm geseufzt hat und jetzt bloß nach ihm seufzen darf. Sie wissen, diese Heuchelei ist der Treffpunkt eines schlecht sitzenden Patriotismus hochgestellter Modedamen und des aufrechten Erwerbssinns etlicher Schneiderrfirmen, und niemand weiß besser als Sie, daß der Vorsatz, eine Mode zu schaffen, bei weitem kühner ist als ehemals der Entschluß zur Erschaffung der Welt, und daß darum auch das Resultat den Schöpfer kaum zu dem Selbstlob berechtigen dürfte, daß es gut war. Freilich dürfte die Wiener Mode sich eben noch mit dem verpfuschten Zustand der heutigen Welt vergleichen lassen,

nur mit dem Unterschied, daß jene, die Mode, wenn sie in Ehren bestehen will, die Unehrllichkeit begehen muß, Pariser Modelle unter Wiener Marke einzuschmuggeln, während diese, die Welt, ihr elendes Original unter dem alten Namen auf den Markt bringt und noch vom heutigen Menschen zu behaupten wagt, er sei nach dem Ebenbild Gottes geschaffen. Die Welt, mit der wir jetzt vorlieb nehmen müssen, ist nämlich, wie Sie wohl schon einsehen dürften, nichts anderes als die Ihnen bekannte deutsche Pofelware, die ehemals unter ausländischen Bezeichnungen den Weltmarkt zu erobern suchte, bis sie gezwungen wurde, sich als made in Germany zu deklarieren; die Mode aber dreht den Spieß um, behauptet mit freier Stirn, sie sei deutsch, da sie noch immer französisch ist, und wenn man ihr hinter den Schwindel kommt, so wird sie ehrlich und macht den aussichtslosen Versuch, als Wiener Produkt die Welt zu erobern. Nun dürfte es aber noch immer eher glücken, einen deutschen Gott der Welt als den garantiert echten einzureden, als eine Wiener Mode zu beschließen, was eben annähernd so unmöglich ist wie ein Kornfeld in der flachen Hand wachsen zu lassen, während der Versuch, Armeen aus der Erde zu stampfen, bekanntlich über alles Erwarten gelingt. Zu dem Kapitel des Irrsinns, wo die Entwicklung so organischer Dinge wie es die Mode ist, als nationale Forderung betrieben, ja unter ein Kriegsleistungsgesetz gestellt wird, muß ich Ihnen wohl nichts weiter sagen. Sie werden auch wissen, daß dieses Symptom einer dementia heroica nicht zu trennen ist von dem Gesamtbild jener Wiener Gemütskrankheit, die vom fieberhaft ersehnten Fremdenverkehr bloß den Verkehr haben und die Fremden durch Beschimpfung entfernen möchte. Ihr Vortrag nun will einem der tollsten Wiener Faschingsscherze zuvorkommen, die sich je bei Krieg, Hunger und Pestilenz hervorgewagt haben. Ein Komitee — dieses noch immer nicht abgeschaffte Fremdwort dürfte hier von »komisch« kommen und deshalb beliebt sein — hat die Idee gehabt, sich zur Förderung des heimischen Schneidergewerbes ein Stück anfertigen zu lassen, in welchem die engrockige Wiener Mode über die weitrockige Pariser Mode »siegte«, die in Gestalt eines besser gekleideten Aschenbrödels einen Achtungserfolg erzielen dürfte. Zum Dichter des Stückes, das ebenso apart ausfallen dürfte wie die Wiener Mode, wurde ein versierter Wiener Gerichtssaalreporter ausersehen, dessen Beziehungen zur Muse nicht weniger legitim sind als seine Beziehungen zur Mode und der schon darum kompetent ist, speziell bei der Hebung des heimischen Gewerbes mitzusprechen, weil er selbst, wiewohl er eigentlich nur Feigl heißt, sich unter dem präsentableren Namen Melbourn auf dem Markt eingeführt hat. Wohl mag er nun erkennen, daß die Zeiten für die Inkognitos vorbei sind und daß die Wiener Mode in diesem Punkte immer bescheidener war als die Wiener Dichtkunst, indem sie ja umgekehrt den Melbourn hinter dem Feigl verbergen wollte und jetzt gar daran geht, den Melbourn zu überwinden und nichts anderes sein und scheinen zu wollen als ein Feigl, der bisher im Verborgenen geblüht hat, aber nun die Welt auf sich aufmerksam machen möchte. Wie dem immer nun sei und wenn man auch glauben sollte, daß jene Welt Österreich mit Australien, Feigl mit Melbourn nicht mehr verwech-

seln wird, Tatsache ist und bleibt, daß ein Mann berufen wurde, den Sieg der Wiener Mode dramatisch zu feiern, der den Toilettenluxus aus den Entwürfen des Extrablatt—Zeichners kennt und das mondäne Leben aus jenen bezirksgerichtlichen Verhandlungen, in denen sogenannte »Lebedamen« überwiesen werden, einen Lebenswandel geführt und hierauf zum Zweck der Veranstaltung unerlaubter Zusammenkünfte durch eine sogenannte »Private« in einer Lasterhöhle ein— und ausgegangen zu sein oder sich im Sumpf der Großstadt die Türklinke gereicht zu haben. Es bleibt nicht mir, der bloß das Material für den künftigen Kulturhistoriker herbeischafft, sondern diesem selbst vorbehalten, die rätselvöle Möglichkeit zu ergründen, daß im Wien des Kriegsjahres 1915 zu Affenkomödien Zeit und Lust genug vorhanden war, wenn die Parkettsitze nur 30 Kronen kosteten, und daß »84 Damen der Hocharistokratie und der Wiener Gesellschaft« mit den im Stück des Herrn Feigl auftretenden Schauspielerinnen »sich geeinigt haben, einzig und allein Wiener Erfindungen und Wiener Schöpfungen zu tragen, so daß man an diesem Tage im Deutschen Volkstheater einen Überblick über die Wiener Mode erhalten wird«. Aber nicht einmal die groteske Tatsache, daß die Damen der Hocharistokratie sich von der Krankenpflege nicht anders zu erholen wissen, als bei der Gelegenheit, Mannequins des Ungeschmacks, ja sandwich—women für den Geist des Feigl—Melbourn zu sein, will ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen. Was mich bestimmt, Ihrer Rede mein Wort zu überlassen, ist die Einsicht in eine Erscheinung, welche die jetzt ausgebrochene Diskussion über die Frage, ob man im Krieg Mode machen darf, mir offenbart hat. Diese Frage wird ernstlich gestellt, ohne daß die Interessenten sich in der Antwort einigten, daß man weder einen Krieg noch eine Mode machen darf. Die Anregerin ist die Infantin Maria de las Nieves de Braganza de Borbon. Diese höchst wohlthätige Dame, die sich von der Forderung, Gold für Eisen zu geben, nicht bis zu dem Opfer hinreißen läßt, auch durch das Gold, welches Schweigen heißt, mit gutem Beispiel voranzugehen, hat verlangt, daß die Modedamen jetzt die Wolle, die sie für Toiletten brauchen, lieber den Soldaten geben und dem Luxus das Scherflein vorziehen sollen. Die Frage, ob die ästhetische Fortsetzung des Frauenlebens, also das Überflüssige, nicht in einem tieferen Sinne für die Menschheit notwendiger ist als die einmal gegebene Notwendigkeit, führt auf ein philosophisches Gebiet, auf das die Infantin von Braganza und den von ihr vertretenen Patriotismus mitzuführen ziemlich undankbar sein dürfte. Man würde auf wenig Verständnis und viel Entrüstung stoßen, wenn man behaupten wollte, daß eine schöne Frau, die sich auch in der größten Zeit noch schön zu kleiden wagt und darum dem Fluch der Infantin verfällt, für die »Allgemeinheit«, um die sich die glückliche Naivität der Schönheit gar nicht kümmert, mehr leistet als durch das Opfer, ihre Toilette zu Scharpie zu zerzupfen. Selbst der rein logische Einwand, daß die opferwilligste Infantin noch immer zu wenig leistet, wenn sie bloß ein Spitalskleid trägt und nicht ihr ganzes Hab und Gut dem patriotischen Zweck überläßt, bleibe der Anregerin erspart. Dagegen hat ihr die öffentliche Dummheit die Replik nicht ersparen können, daß es unpatriotisch wäre, gerade

jetzt auf den Luxus zu verzichten, da ja die Schneiderfirmen auch leben wollen. Darauf hat die Infantin die einzig zutreffende Antwort gegeben, man möge für dasselbe Geld bei der Schneiderfirma Soldatenhosen bestellen, und ähnlich sollten die Konditorsachen anstatt wie bisher »in den Magen einer schönen Dame in den eines armen Soldaten wandern«. Die Infantin hatte ganz recht, zu sagen, daß man auf diese Art beiden Interessen gerecht werden könne, und daß die Damen dadurch Gelegenheit bekommen, sich sowohl für das Vaterland wie für die Industrie aufzuopfern. Im allgemeinen läßt sich nicht bestreiten, daß die Infantin, wo sie recht hat, recht hat und daß man tatsächlich für das Geld, das man zur Erhaltung der Schneiderfirmen und der Konditorfirmen zahlt, solche Waren kaufen könnte, die einem Zweck zugute kommen, für den, wie die Infantin wieder mit Recht sagt, »die Regierung denn doch nicht alles vorsorgen kann«. Trotz dieser in die Augen springenden Richtigkeit bleibt die Gräfin Berchtold bei ihrer Ansicht, daß es ein Verbrechen wäre, auf den Luxus zu verzichten, weil die Schneiderfirmen doch auch leben wollen.

»Ich und gleich mir viele andere Damen«, sagt die Gräfin Berchtold, »wir fühlen uns verpflichtet, unsere Schneiderinnen und sonstigen Lieferanten nicht in einer Zeit im Stiche zu lassen, wo sie doch ganz besonders der Aufträge bedürfen, damit sie ihre Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigen können. Denn es wäre doch eine große Verantwortung, wenn man sich der Einsicht verschließen wollte, daß man nicht nur seinem eigenen Geschmack und seiner eigenen Einsicht nach leben darf, sondern auch auf die Allgemeinheit Rücksicht zu nehmen hat.«

Den weiten Rock verschmähe sie in der großen Zeit, weil sie ihn für »inopportun« halte; sie würde »absolut keine Pariser Modelle tragen«, aber sie lasse sich nicht abhalten, Toiletten nach Herzenslust zu bestellen, nicht weil sie gut aussehen will, sondern damit es den Wiener Schneiderinnen nicht schlecht gehe. Die Gräfin Berchtold und im ganzen 84 Damen der Hocharistokratie sind also keineswegs geneigt, aus Patriotismus auf Toiletten zu verzichten, aber sie probieren sie aus Sozialpolitik. Sie fragen sich nicht: wie steht mir das? Sondern: wie gehts meiner Schneiderin? Patriotinnen sind sie ohnedies, wenn sie die heimischen und nicht die ausländischen notleidenden Firmen unterstützen — »denn es ist das erste Gebot jedes Patrioten«, sagt sich die Gräfin Berchtold bei der Anprobe, »nur das zu fördern, was dem Vaterlande frommt.« Lieber Loos, bitte, übersehen Sie, wenn Sie sich mit der geistigen Unzulänglichkeit, die eine Mode beschließt, in eine Polemik einlassen, das eine nicht: daß dieser Mangel nur ein Teil von jener großen Leere ist, aus der die ganze neudeutsche, deutschchristliche Lebensauffassung entspringt. Wir essen, damit unsere Gastwirte zu essen haben. Wir trinken, damit die Weinhändler einen Rausch bekommen. Wir kleiden uns, damit die Schneider es warm haben. Wir ziehen vor unseren Hutfabrikanten den Hut. Wir lassen unsere Lieferanten bei uns die Waren bestellen. Wir fahren, weil der Kutscher heut noch keine Fuhr gehabt hat. Wir dienen den Instrumenten. Wir sind die Subalternen unserer Beamten. Wir rauchen, damit wir dem Raucher Feuer geben können. Wir sind in

einem Maß die Opfer unserer Nächstenliebe, welches weit über die Forderungen der Infantin hinausgeht. Wir konsumieren, damit der Produzent konsumieren könne. Wir essen nicht, um zu leben, sondern wir leben, um zu essen, wir leben nicht, um zu essen, sondern wir leben, damit die andern essen, wir sterben, um zu essen, wir essen nicht, damit die zu essen haben, die sterben müssen, damit wir zu essen haben, wir kleiden uns, damit die sich kleiden, die uns kleiden, wir verzichten auf Wolle, um für Wolle zu leben und damit jene Wolle haben, die für Wolle sterben müssen. Nun gut, es mag Mannespflicht sein, den Schneider zu kleiden und den Wirt zu nähren. Aber könnte es ein unsozialeres Ding geben als die Schönheit, die vor dem Spiegel steht? Nichts vor sich hat als wieder sich, und der die »Allgemeinheit« nichts anderes bedeutet als die vorgestellte Reihe jener, die sie bewundern werden? Nein, sie tut es aus Nächstenliebe; sie schmückt sich aus Sozialpolitik; sie muß den Lieferanten beschäftigen, dessen Arbeiter sonst brotlos werden. Wohl, man verkenne aus strategischen Gründen den Sinn des Lebens; man sage getrost, eine Frau dürfe nicht schön sein, so lange es Schützengräben gibt. Aber zu verlangen, daß sie vor dem Spiegel eine Patriotin sei, ist Hochverrat an der Schönheit und macht den Patriotismus häßlich. Ist es nicht wahrhaft trostlos, daß selbst hier meine Erkenntnis, daß das Lebensmittel den Lebenszweck unterjocht habe, ein Beispiel findet? Schnell noch etwas Schminke aufgelegt, damit die Rosa Schaffer gut aussieht! Lieber Loos, haben Sie mich, als ich vor Ihnen diese Ideen entwickelte, bei der hochherzigen Regung ertappt, daß ich mir noch einen Kaffee bestellte, damit der Kaffeesieder eine Freud' habe? Sehen Sie, in keiner der vielen jetzt entzweiten Kulturwelten erhebt der Mensch so die Prämissen des Lebens zum Inhalt, lebt er so für den, der ihn bedient, macht er sich so zum Sklaven seines Sklaven, stürzt er sich so kopfüber in die Leibeigenschaft, und hat sich dennoch die intellektuelle Freiheit bewahrt, die Kultur des Moskowitertums gering zu achten. Aber gibt es eine schmähhchere Leibeigenschaft als die, in der wir leben, wenn sie selbst den Frauenleib, anstatt ihn unter das Joch der Pariser Mode zu beugen, unter den Bedarf der Wiener Modistin stellt? Ich wäre ja Gottseidank nicht imstande, es nationalökonomisch nachzuweisen; aber mein Glaube ist es, daß die Schneiderinnen nicht in Not wären, wenn die Damen nicht für sie zu sorgen hätten. Hier steht »die Kunst im Dienste des Kaufmanns«, das heißt, sie ist das verächtliche Ornament seines Geschäfts. Hier steht die Schönheit im Dienste des Schneiders. Nein, hier steht das Leben selbst im Dienste des Lebensmittels, und wir Esser sind seine Nahrung. Wir decken nicht unseren Bedarf beim Händler, sondern seinen an uns. Aus solcher Geistesformation entsteht ein Weltkrieg, aus solch tiefer Unsittlichkeit eines Lebens, das in heillosen Mischung von Gefühl und Gebrauch vergeht, ohne Mut zum eigenen Bedürfnis: nur daraus und nicht aus den Problemen Elsaß oder Galizien — glauben Sie das endlich, und wenige sind berufener, es zu glauben, als Sie! An dieser Debatte, die Sie zu Ihrem Vortrag veranlaßt, empfehle ich die Konkurrenz dreifachen Irrsinns Ihrer Beachtung. Wir sollen eine Mode erfinden: das ist nur die nationale Forderung eines Ungeschmacks, der den Größenwahn bekommen

hat. Wir sollen nichts anziehen, damit die Soldaten, die für Baumwolle geopfert werden, es warm haben: das ist das Postulat einer von der großen Zeit bedingten schweren Nervenüberreizung. Wir sollen schöne Kleider kaufen, damit sich die Schneider gut anziehen können: das ist ein unheilbarer Fall, das ist der Zustand unseres Denkens! Daß sich die Aussprache solch bunten Wahnwitzes unter der Patronanz adeliger Damen vollzieht, mag Ihnen beweisen, daß die heutige und hiesige Gesellschaft auch an ihrer unnahbarsten Front keine Sicherung gegen den Feind bietet, der Instinkt und Kultur mit der Vernichtung bedroht. Ich kann den Bestrebungen der Sklaverei keinen Geschmack abgewinnen. Ich werde so frei sein, 84 opferwilligen, patriotischen oder gewerbefreundlichen Damen, deren Geburt sie nicht davor bewahrt hat, der Produktion des Herrn Feigl beizuwohnen, eine Einzige vorzuziehen, die offen nach einem Pariser Modell gelüftet, es stolz verweigert, eine Toiletteprobe auf ihre Selbstlosigkeit zu bestehen, und weder von der Frage, ob der Staat hinreichend für seine Soldaten vorsorgen kann, noch von dem Wohlbefinden ihrer Lieferanten die Entscheidung abhängig macht, schön zu sein!

Ihr
Karl Kraus

Elegie auf den Tod eines Lautes ¹

Weht Morgenathem an die Frühjahrsblüthe,
so siehst du Thau.
Daß Gott der Sprache dieses h behüte!
Der Reif ist rauh.

Wie haucht der werthe Laut den Thau zu Perlen
in Geistes Strahl.
Sie vor die Sau zu werfen, diesen Kerlen
ist es egal.

Kein Wort darf Seele haben, der Barbare
er lebt so auch.
Sein Stral ist Strafe, Wort ist Fertigware
zum Sprachgebrauch.

Ein jeder Wirth ist, hat er etwas Grütze,
am Wort ein Wirt.
Die Sprache ist ja als der Hausfrau Stütze
nur engagiert.

Sie streckt sich nach der Decke, keines Falles
sie Aufwand treibt.
Sie kriegt, da sie ja Mädchen nur für Alles,
was übrig bleibt.

1 Rechtschreibreform 1901 (Wegfall des h und der Doppelvokale [Thor, Muth, Loos usw.])

Man ist kurz angebunden, wenn man praktisch
so mit ihr spricht.
Dann aber wird ihr noch die Notzucht faktisch
von jedem Wicht.

Der Orthograph kennt Muth nicht, hat nur Mut
vor einem Laut,
den vorschriftsmäßig er mit wilder Wut
zusammenhaut.

Nicht Wahn ist, was er tut, er ist kein Thor,
er müt sich brav.
Doch hat er wol für Gottes Wort kein Ohr,
der Ortograf.

Er ist kein Thor, er ist ein Tor, durch das
der Fortschritt ziet,
Hass habend gegen hinderliche h 's
in dem Gemüt.

Der Tag ist kurz, man spart die Zeit vom Mund,
das närt das Herz.
Man knappt das Wort sich ab, das ist gesund
für den Kommerz.

Man tut und schreibt recht, scheut kein edles Wort.
Was wahr ist, war.
Die Sprache athmet nicht, sie atmet fort
fürs Komptoir.

Man schreibt und hat recht, spart die Zeit am Wort,
so gut man kann.
Das Wort ist nur ein Abteil, ein Abort
für jedermann.

Ab—ortographen gibts in diesem Land,
die denken nach,
daß schnell wie'n Taler get durch Mund und Hand
die theure Sprach'.

Unnütz ist doch so 'n Hauchlaut im Verkere.
Von Jar zu Jar
lert man drum eine Regel, die als Leere
recht annembar.

M. w. heißt: machen wir. Der Tag ist kurz.
Der Laut verhaucht.
Nachts widerfährt der Regel leicht ein Sturz,
wenn sie es braucht.

Auch dret man sich galant um, ob kein Stul da,
wie sichs gebürt.

Das rürt die Werte, die im Namen Hulda
das h noch fürt.

Schreib wie du sprichst, dann macht sich deine Schose,
fro kannst du lachen.
Ein Heiligthum ist eine alte Hose,
nicht zu machen!

Bediene selbst dich, lebe nach der Elle,
schreib auf Raten.
Das kann ich raten dir, es faren schnelle
die Automaten.

Im Büro schinden sich, Genuß zu finden
der Son und Vater.
Doch get man abends auch die Sprache schinden
statt ins Teater.

Wenn lautlos, erlos, werlos diese Gute,
rot vor Scham,
so anungslos da rute, sie die Rute
gleich bekam.

Die Sprache aber denkt sich ihren Teil:
in diesem Land
parieren muß zum allgemeinen Heil
der Konsonant.

Befehl ist halt Befel, er trägt das Leid
im Jammertal.
Er weiß, nicht besser in der harten Zeit
gets dem Vokal.

Der Zan der Zeit benagt an diesem Ort
mit flinker Wal
und wolgemut das altbewärte Wort
zu einer Zal.

Wie Thon klingts, rauer Ton, das Or zerreißt er.
Doch sei du still.
Gewonheit machts, frü übt sich was ein Meister
werden will.

Der Geist dankt ab. Wie Wansinn ihn beschlich es,
's ist totgewiß.
Sein Wort ist leider längst ein öffentliches
Ärgernis.

Ein Tropf ist nur aus Lem, ihm felt der Hauch
von Gottes Segen,
drum wischt vom Thau den Tropfen so ein Gauch,
der Ordnung wegen.

Nichts, was ihm Zeit raubt, ist dem Kristen heilig,
der da front;
er raubt dem Ding das h, so wird es eilig.
Was sich lont.

Und keine Thräne wird den Roling hindern
für und für.
Er warf das h, der Träne Schmerz zu lindern,
raus zur Tür.

Nicht jedes Thier verwüstet tätig so
der Schöpfung Spur.
Nur manche Gattung Tier lebt irgendwo
fern der Natur.

Sie hat wol viel Gefül und dieses ist
dick wie das Tau.
Den Thau zertritt sie, Werth hat nur der Mist
für eine Sau.

Notizen

Der handgreiflichste Beweis für Barbarentum dürfte unter allen Schandtaten der neuen Orthographie die Ausmerzung des h aus einem Worte wie *Thau* sein, die Tottretung der sichtbaren Thau—Perle zum Zwecke der Zeiterparnis und auf die Gefahr hin, daß man sie mit einem Seil verwechsle. In dem Gedicht »Abschied und Wiederkehr¹« ist der Thau wieder in sein Naturrecht eingesetzt. Aus dem Eindruck, den mir die vom Setzer nicht nach meiner, sondern nach offizieller Vorschrift gewählte Schreibart *Tau* gerade an jener Stelle hinterließ, und aus dem Gefühl, nur in diesem Ausnahmefall die alte Orthographie wiederherstellen zu können, in allen anderen Fällen aber zur Vermeidung einer sonst schwer vermeidlichen Ungleichheit die schon eingewurzelte neue Schmach über den Text der Fackel ergehen lassen zu müssen, ist das Gedicht »Elegie auf den Tod eines Lautes« entstanden.

Das Gedicht »Eine Prostituierte ist ermordet worden« ist eine Bearbeitung der rhythmischen Sätze auf den letzten Seiten des gleichnamigen, in Nr. 378 / 79 / 80, Juli 1913 erschienenen Aufsatzes. »Die Leidtragenden« steht in der Schlußszene des Vorspiels des kürzlich erwähnten Dramas »Die letzten Tage der Menschheit. Ein Angsttraum« und ist ein Monolog des Nörglers beim Anblick der an einem Sarg sprechenden Parasiten Österreichs.

*

In der ersten Auflage von Nr. 406 — 412 bzw. in einem Teil derselben sind die folgenden Druckfehler enthalten: S. 25 im zweiten Zitat lese man Wasserkatastrophe statt »Wasserkatastrophe«; ebenda im dritten Zitat Kriegsberichterstatters statt »Kriesgberichterstatters«; S. 36, 10. Zeile ist nach dem Wort freuen, der Beistrich zu setzen; S. 67, 4. Zelle v. u. daß statt »das«; S. 82, 12. Zelle Verwandtschaft statt »Verwandschaft«; S. 89, 12. Zelle ist nach

1 Weiter hinten in diesem Heft # 15

dem Wort geht der Punkt zu setzen; S. 100 im dritten Aphorismus, 3. Zeile herausgegeben statt »herausgeben«; S. 157, 4. Zeile v. u. Lords statt »L ds«.

In der zweiten Auflage (25. Oktober) sind diese Druckfehler berichtigt.

*

Vorlesung im Kleinen Musikvereinsaal, 30. Oktober: I. Sätze von Jean Paul, Claude Tillier und Alfred Graf von Vigny (mit verbindenden Worten) / Kriegsberichterstatter / Aphorismus / Es gibt jetzt eine Jerichoposaune ... / Fortschritt / »Drückeberger in Frankreich« usw. / Die wackre Schalek forcht sich nit / Der seelische Aufschwung / Zur Musterung empfohlen / Schweigen, Wort und Tat. II. Aphorismen / Ein zweieinhalbjähriges Kind zeichnet Kriegs-anleihe / Aphorismen / Die Grüngekleideten / Aphorismen / Beim Anblick eines sonderbaren Plakates / Aphorismus / Die Krankenschwestern / Verwandlung / Vor einem Springbrunnen / Grabschrift. III. Beim Anblick einer Schwangeren / Aphorismus / Die Nebensache / Aphorismen / Monolog des Nörglers. — Ich glaube ...

*

Da ich kein Zeitungsleser bin, sondern mehr als genug leiste, wenn ich zur stets gegenwärtigen Gestalt der Schmach mir nur den nächsten Anlaß hole; da mir dazu mein Blick über die deutlichste Wiener Gelegenheit genügt und selbst der Übelwollende mich nicht für fähig halten wird, die 'Vossische' oder die 'Kölnische Zeitung' zu studieren, so versteht es sich wohl von selbst, daß die meisten der hier und auch späterhin als dokumentarische Werte eingesetzten, häufig der Auslandspresse entnommenen Zitate nicht an der Quelle gesucht wurden. Sie sind in der Wiener 'Arbeiter—Zeitung' gefunden worden, der ja, abgesehen von allen der Not oder dem eigenen Trieb gehorsamen Anschauungen, die sie selbst öfter dokumentarisch beachtenswert machen könnten, das Bemühen um eine gewisse Neutralität in der Übersicht der Kriegsfakten nachgesagt werden muß. Und die sich das Verdienst erwirbt, ein herbeigeschafftes Material, das auf dem Papier einer Tagespresse selbst dem Tag, dem Gerechtigkeit ein Vergnügen macht, zum Opfer fiele, mir zur besseren Konservierung zu überlassen. Das Verdienst besserer Verarbeitung sei hier gar nicht angesprochen, höchstens jener, die in der Art liegt, eine Tatsache vernehmlich ins Wortlose einzustellen. Aber ich bin für eine Unterstützung nicht dankbar, die darin besteht, daß noch mehr dazu kommt, anstatt daß mir einer hülfe, den schon vorhandenen, in allen Friedensjahren nicht aufzuzehrenden Schatz von Erinnerungen zu ordnen. Für die etlichen tausend Abdrücke, die ich vom Zeitgesicht machen könnte, seit Kriegsbeginn und bis zum Ausbruch des Friedens, hat mir jene eine öffentlichste Meinung das Material geliefert, und wollte ich meine Arbeitskraft verzehnfachen, ich würde doch nicht fertig. Da es aber eine Hilfe hier nicht gibt und ich auf den aussichtslosen Versuch, mein Pflichtgefühl an dieser Arbeit zu messen, freiwillig nicht verzichte, so bleibt nichts übrig als die Hoffnung auf eine Feuersbrunst, die mich von dem trostlosen Angebinde der größten aller Zeiten befreit.

*

Mit aller Verständlichkeit sei hier gesagt, daß ich mir wohl bewußt bin, unverständlich zu schreiben. Ich habe nie gezweifelt, daß die zeitgenössischen Idioten meinen Stil nicht verstehen. Ein wenig besser dürfte es mit den Idioten, die da kommen werden, bestellt sein, obschon ich sicherlich auch für die nicht schreibe. Aber es mag wohl sein, daß der Dummere, der meiner Zeit und meinem Ort entrückt lebt, einen Satz von mir leichter lesen wird als der gebildete Nachbar, der mich sogar brieflich erreichen kann. Das ist ein Geheimnis, welches ich ihm nicht verständlich machen könnte. Er hat mir jenen

Satz aus Schopenhauers Nachlaß eingeschickt der jetzt drolligerweise von allerlei Zeitungsgesinde zitiert wird:

»Schöne Menschen werden ihren Körper am liebsten gar nicht oder so wenig und so leicht als möglich verhüllen; häßliche hingegen durch die Kleidung und Schmuck sich aufhellen wollen. Ebenso wird ein großer und vorzüglicher Geist streben, sich auf die einfachste, faßlichste, deutlichste Weise mitzuteilen. Schriftsteller hingegen, die sich keines sonderlichen Werts und Gehalts ihrer Gedanken bewußt sind, bedienen sich eines schwierigen, *krausen* und verwickelten Periodenbaues, schleppen lange, ungewöhnliche Worte zusammen, kleiden triviale Gedanken in dunkle Phrasen; wenn man es liest, ist es, als sähe man einen ganz jämmerlichen, winzigen, schwindsüchtigen, mißgeschaffenen Menschen in einem prächtigen, barbarischen, reichen, bunten Ornat einher-schreiten.«

Da mir so das eine Attribut: unterstrichen wird, muß ich wohl selber einsehen, daß die Meinung auf mich ziele, wiewohl z. B. die 'Arbeiter—Zeitung' es auf die 'Neue Freie Presse' bezieht und wiewohl ich selbst heute einen ganz ähnlichen Ausspruch Schopenhauers zitieren werde, ahnungslos, das heißt im Glauben, es sei ein Urteil über Herrn Harden. Freilich ist in einer anderen Stelle aus dem Nachlaß davon die Rede, daß »die schönsten Tonstücke am schwersten zu fassen sind und nur für Geübte, weil sie aus langen Sätzen bestehen und erst nach langen Irrgängen den Grundton wiederfinden«, und ich hatte mir geschmeichelt, daß dies zu meinen Gunsten gesagt sei, umsomehr als ich schon öfter das Gefühl hatte, daß Schopenhauer sehr für mich sei, ja sein Selbstlob mein Eigenlob. Auch war ich, wenn ich einen Satz von mir so von Kopf zu Fuß besah, ordentlich erstaunt, wie wenig Kleid und wie wenig Schmuck, ja wie wenig Fett er trug. Schmackhaft war er nie, nichts bot er zum Verdauen, nichts »zum Anhalten«. Der Mangel an Faßlichkeit dürfte der Mangel jener sein, deren Fassungsvermögen durch die systematische Sprachschurkerei, auf die es Schopenhauer im Allgemeinen abgesehen hat, ruiniert worden ist. Daß ich Perioden baue, ist nur zu wahr. Fragt sich freilich, ob es solche sind, die Schopenhauer mißachtet, oder solche, die ihm gefallen: Fuchsbau der Banalität oder Labyrinth, in dem ein Trottel sich nie verirren kann, weil er gar nicht hineinkommt. Seine Verwirrung ist nur, daß er beide Bauten von außen verwechselt. Das haben die Sprachschurken auf dem Gewissen. Ihre Unverständlichkeit wäre ein Glück. Von dem Zwischenfall Herden abgesehen, besteht der heutige Journalismus aus fast lauter großen und vorzüglichen Geistern, die sich leider auf die einfachste, faßlichste, deutlichste Weise mitzuteilen streben. Der Stil, der meinen Korrespondenten gefällt, wird erst nach Jahrzehnten unverständlich sein. Bis dahin sollen sie die Berufung auf die Zeugenschaft Schopenhauers getrost mir gegen sie überlassen.

Zeuge Schopenhauer

Eine Zeitung hat Schopenhauer gegen Italien zu Hilfe gerufen. Er soll geschrieben haben.

»Der Hauptzug im Nationalcharakter der Italiener ist vollkommene Unverschämtheit. Diese besteht darin, daß man einesteils sich für nichts zu schlecht hält, also anmaßend und frech ist: andern-

teils sich für nichts zu gut hält, also niederträchtig ist. Wer hingegen Scham hat, ist für einige Dinge zu blöde, für andere zu stolz. Der Italiener ist weder das eine noch das andere, sondern nach Umständen allenfalls furchtsam oder hochfahrend.«

Ich habe die Stelle vergebens gesucht. Dafür, nach dem Hinweis des Registers, die folgenden Bemerkungen über »Italien« und »Italiener« gefunden¹.

In den italiänischen Städten, zumal in Florenz und Rom, stehn Statuen in Menge auf Plätzen und Straßen, aber alle auf ganz niedrigem Postament, damit man sie deutlich sehn könne: sogar die Kolosse auf MONTE CABALLO stehn auf niedrigem Postament. Also auch hier bewährt sich der gute Geschmack der Italiäner. Die Deutschen hingegen lieben einen hohen Konditor—Aufsatz mit Reliefs zur Illustration des dargestellten Helden².

*

Wollt ihr eure Städte verzierren wie die italienischen, so pflastert sie erst wie die italienischen. Und beiläufig, setzt nicht Statuen auf häuserhohe Grundgestelle, sondern wie die Italiener.

*

Daß in Italien sogar die einfachsten und schmucklosesten Gebäude einen ästhetischen Eindruck machen, in Deutschland aber nicht, beruht hauptsächlich darauf, daß dort die Dächer sehr flach sind ...

*

Das Vorurteil aber, welches die Berechtigung, den Beleidiger zu töten, durch den offenen Kampf, mit gleichen Waffen, bedingt sein läßt, hält offenbar das Faustrecht für ein wirkliches Recht und den Zweikampf für ein Gottesurteil. Der Italiener hingegen, welcher, von Zorn entbrannt, seinen Beleidiger, wo er ihn findet, ohne weiteres, mit dem Messer anfällt, handelt wenigstens konsequent und naturgemäß: er ist klüger, aber nicht schlechter als der Duellant.

Von den Deutschen handeln die folgenden Stellen:

Nur die Deutschen sind auf den unglücklichen Einfall geraten, die termini technici aller Wissenschaften verdeutschen zu wollen ... Wären die andern Nationen nicht, in diesem Stücke, klüger als die Deutschen, so hätten wir die Mühe, jeden terminus technicus fünfmal zu erlernen. Fahren die Deutschen damit fort, so werden die auswärtigen Gelehrten die überdies meistens viel zu ausführlichen, dazu in einem nachlässigen schlechten, oft auch noch affektierten und geschmackwidrigen Stile, häufig auch mit einer unartigen Rücksichtslosigkeit gegen den Leser und dessen Bedürfnisse abgefaßten Bücher derselben vollends ungelesen lassen. Zweitens sind jene Verdeutschungen der termini technici fast durchgängig lange, zusammengeflickte, ungeschickt gewählte, schleppende, dumpftönende, sich von der übrigen Sprache nicht scharf absondernde Worte, welche daher sich dem Gedächtnis schwer einprägen, während die von den alten, unvergeßlichen Urhebern der Wissenschaften gewählten griechischen und lateinischen Aus-

1 Die wie alle anderen Zitate, und selbst die von der deutschen Unrechtschreibung handelnden, hier leider in der ihrem Sinn zuwidersten Orthographie geboten werden müssen.

Anm. d. Herausg.

[KK]

2 »Parerga und Paralipomena« Bd. 2 § 238

drücke die sämtlichen entgegengesetzten guten Eigenschaften haben und durch ihren sonoren Klang sich leicht einprägen. Was für ein häßliches, kakophonisches Wort ist nicht schon »Stickstoff« statt Azot! »Verbum, Substantiv, Adjektiv« behält und unterscheidet sich doch leichter, als Zeitwort, Nennwort, Beiwort oder gar »Umstandswort« statt Adverbium. Ganz unausstehlich und dazu noch gemein und barbiergesellenhaft ist es in der Anatomie. Schon »Pulsader und Blutader« sind der augenblicklichen Verwechslung leichter ausgesetzt als Arterie und Vene: aber vollends verwirrend sind Ausdrücke wie »Fruchthälter, Fruchtgang und Fruchtleiter« statt uterus, vagina und tuba Faloppii, die doch jeder Arzt kennen muß und mit denen er in allen europäischen Sprachen ausreicht ... wozu also jene ungeschickte, verwirrende, schleppende, ja abgeschmackte Verdeutschung? Nicht weniger widerlich ist die Übersetzung der Kunstausdrücke in der Logik, wo denn unsere genialen Philosophieprofessoren die Schöpfer einer neuen Terminologie sind und fast jeder seine eigene hat: bei G. E. Schulze z. B. heißt das Subjekt »Grundbegriff«, das Prädikat »Beilegungsbegriff«: da gibt es »Beilegungsschlüsse, Voraussetzungsschlüsse und Entgegensetzungsschlüsse«, die Urteile haben »Größe, Beschaffenheit, Verhältnis und Zuverlässigkeit« d. h. Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Dieselbe widerwärtige Wirkung jener Deuschtümelei wird man in Wissenschaften finden ... Kommt es aber dahin, verschwindet der an die Sprachen gebundene Geist der Alten aus dem gelehrten Unterricht, darin wird Rohheit, Platttheit und Gemeinheit sich der ganzen Litteratur bemächtigen. Denn, die Werke der Alten sind der Nordstern für jedes künstlerische oder literarische Streben: geht der euch unter, so seid ihr verloren. Schon jetzt merkt man an dem jämmerlichen und läppischen Stil der meisten Schreiber, daß sie nie Latein geschrieben haben. Sehr passend nennt man die Beschäftigung mit den Schriftstellern des Altertums *Humanitätsstudien*: denn durch sie wird der Schüler zuvörderst wieder ein *Mensch* ... Ohne die Schule der Alten wird eure Litteratur in gemeines Geschwätz und platte Philisterei ausarten. — Aus allen diesen Gründen also ist es mein wohlgemeinter Rat, daß man der oben gerügten Deuschmichelei ungesäumt ein Ende mache.

Ferner will ich hier die Gelegenheit nehmen, das Unwesen zu rügen, welches seit einigen Jahren, auf unerhörte Weise, mit der deutschen Rechtschreibung getrieben wird. Die Skribler, in jeder Gattung, haben nämlich so etwas vernommen von Kürze des Ausdrucks, wissen jedoch nicht, daß diese besteht in sorgfältigem Weglassen alles Überflüssigen, wozu denn freilich ihre ganze Schreiberei gehört; sondern vermeinen es dadurch zu erzwingen, daß sie die Worte beschneiden, wie die Gauner die Münzen, und jede Silbe, die ihnen überflüssig scheint, weil sie den Wert derselben nicht fühlen, ohne weiteres abknappen ... Unterfinge sich ein Franzose *pres* statt *presque*, ein Engländer *most* statt *almost* zu schreiben, so würde er einstimmig als ein Narr verlacht werden: in Deutschland aber gilt man durch so etwas für einen originellen Kopf ... Aber die Sprache um ein Wort ärmer machen heißt das Denken der Nation um einen Begriff ärmer machen. Dahin aber tendieren die vereinten Bemühungen fast aller unserer Bücher-

schreiber seit zehn bis zwanzig Jahren: denn was ich hier an *einem* Beispiele gezeigt habe, ließe sich an hundert andern nachweisen, und die niederträchtigste Silbenknickerei grassiert wie eine Seuche. Die Elenden zählen wahrhaftig die Buchstaben und nehmen keinen Anstand, ein Wort zu verkrüppeln, oder eines in falschem Sinne zu gebrauchen, sobald nur zwei Buchstaben dabei zu lukrieren sind. Wer keiner neuen Gedanken fähig ist, will wenigstens neue Worte zu Markte bringen, und jeder Tintenkleckser hält sich berufen, die Sprache zu verbessern. Am unverschämtesten treiben es die Zeitungsschreiber, und da ihre Blätter, vermöge der Trivialität ihres Inhalts, das allergrößte Publikum, ja ein solches haben, das größtenteils nichts anderes liest, so droht durch sie der Sprache große Gefahr; daher ich ernstlich anrate, sie einer orthographischen Zensur zu unterwerfen, oder sie für jedes ungebrauchliche oder verstümmelte Wort eine Strafe bezahlen zu lassen: denn was könnte unwürdiger sein, als daß Sprachumwandlungen vom allerniedrigsten Zweige der Litteratur ausgingen? Die Sprache, zumal eine relative Ursprache wie die deutsche, ist das köstlichste Erbteil der Nation und dabei ein überaus kompliziertes, leicht zu verderbendes und nicht wieder herzustellendes Kunstwerk, daher ein *noli me tangere*. Andere Völker haben dies gefühlt und haben gegen ihre, obwohl viel unvollkommneren Sprachen große Pietät bewiesen: daher ist Dantes und Petrarcas Sprache nur in Kleinigkeiten von der heutigen verschieden, Montaigne noch ganz lesbar und so auch Shakespeare in seinen ältesten Ausgaben. — Dem Deutschen ist es sogar gut, etwas lange Worte im Munde zu haben: denn er denkt langsam und sie geben ihm Zeit zum Besinnen. Aber jene eingerissene Sprachökonomie zeigt sich in noch mehreren charakteristischen Phänomenen: sie setzen z. B., gegen alle Logik und Grammatik, das Imperfektum statt des Perfektums und Plusquamperfektums; sie stecken oft das Auxiliarverbum in die Tasche; sie brauchen den Ablativ statt des Genitivs; sie machen, um ein paar logische Partikeln zu lukrieren, so verflochtene Perioden, daß man sie viermal lesen muß, um hinter den Sinn zu kommen: denn bloß das Papier, nicht die Zeit des Lesers wollen sie sparen: bei Eigennamen deuten sie, ganz hottentotisch, den Kasus weder durch Flexion, noch Artikel an: der Leser mag ihn raten. Besonders gern aber eskrokieren sie die doppelten Vokale und das tonverlängernde *h*, diese der Prosodie geweihten Buchstaben ... Die Nachkommen aber werden, da ja die Schrift das Abbild der Rede ist, vermeinen, daß man auszusprechen hat, wie man schreibt: wonach dann von der deutschen Sprache nur ein gekniffenes, spitzmäuliges, dumpfes Konsonantengeräusch übrig bleiben und alle Prosodie verloren gehen wird. Sehr beliebt ist auch, wegen Ersparnis eines Buchstabens die Schreibart »Literatur« statt der richtigen »Litteratur«. Zu ihrer Verteidigung wird das Partizip des Verbums *linere* für den Ursprung des Wortes ausgegeben. *Linere* heißt aber *schmieren*: daher möchte für den größten Teil der deutschen Buchmacherei die beliebte Schreibart wirklich die richtige sein, so daß man eine sehr kleine Litteratur und eine sehr ausgedehnte Literatur unterscheiden könnte. — Um kurz zu schreiben, veredele man seinen Stil und vermeide alles unnütze Gewäsche und Gekau: da braucht man nicht, des teuren

Papiers halber, Silben und Buchstaben zu eskrokieren. Aber soviele unnütze Seiten, unnütze Bogen, unnütze Bücher zu schreiben, und dann diese Zeit— und Papiervergeudung an den unschuldigen Silben und Buchstaben wieder einbringen zu wollen, — das ist wahrlich der Superlativ dessen, was man auf Englisch pennywise and poundfoolish nennt. — Zu beklagen ist es, daß keine deutsche Akademie da ist, dem litterarischen Sansküllottismus gegenüber die Sprache in ihren Schutz zu nehmen, zumal in einer Zeit, wo auch die der alten Sprachen Unkundigen es wagen dürfen, die Presse zu beschäftigen.

*

... Zunächst also: dein Gegenstand führt von jetzt an den Namen »das Absolutum«: das klingt fremd, anständig und vornehm, — und wie viel man mit Vornehmthun bei den Deutschen ausrichten kann, wissen wir am besten: was gemeint sei, versteht doch Jeder und dünkt sich noch weise dabei ... Die Deutschen sind gewohnt, Worte statt der Begriffe hinzunehmen: dazu werden sie von Jugend auf dressiert ... ¹

*

Aber ich wollte froh sein, wenn das Plagiat die größte Unredlichkeit wäre, welche die deutsche Litteratur befleckt; es gibt deren viel mehr, viel tiefer eingreifende und verderblichere, zu welchen das Plagiat sich verhält wie ein wenig pickpocketing ² zu Kapitalverbrechen. Jenen niedrigen, schnöden Geist meine ich, vermöge dessen das persönliche Interesse der Leitstern ist, wo es die Wahrheit sein sollte, und unter der Maske der Einsicht die Absicht redet. Achselträgerei und Augendienerei sind an der Tagesordnung, Tartüffiaden werden ohne Schminke aufgeführt, ja Kapuzinaden ertönen von der den Wissenschaften geweihten Stätte: das ehrwürdige Wort Aufklärung ist eine Art Schimpfwort geworden, die größten Männer des vorigen Jahrhunderts, Voltaire, Rousseau, Locke, Hume, werden verunglimpft, diese Heroen, diese Zierden und Wohltäter der Menschheit, deren über beide Hemisphären verbreiteter Ruhm, wenn durch irgend etwas, nur noch dadurch verherrlicht werden kann, daß jederzeit und überall, wo Obskuranthen auftreten, solche ihre erbitterten Feinde sind — und Ursache dazu haben. Litterarische Faktionen und Brüderschaften auf Tadel und Lob werden geschlossen, und nun wird das Schlechte gepriesen und ausposaunt, das Gute verunglimpft, oder auch, wie *Goethe* sagt, »durch ein unverbrüchliches Schweigen sekretiert, in welcher Art von Inquisitionszensur es die Deutschen weit gebracht haben« (Tag— und Jahreshefte, J. 1821). Die Motive und Rücksichten aber, aus denen das alles geschieht, sind zu niedriger Art, als daß ich mit ihrer Aufzählung mich befassen möchte. Welch ein weiter Abstand ist doch zwischen der von unabhängigen Gentlemen, der Sache wegen geschriebenen Edinburgh' Review ... und den absichtsvollen, rücksichtsvollen, verzagten, unredlichen deutschen Litteraturzeitungen, die, großenteils von *Söldlingen* des Geldes wegen fabriziert, zum Motto haben sollten: *accedas socius, laudes, lauderis ut absens*. — Jetzt, nach 21 Jah-

1 »Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde« § 20. Hier Originalschreibweise.

2 Taschendieberei

ren, verstehe ich *was Goethe mir 1814 sagte*, in Berka, wo ich ihn beim Buch der Stael de l'Allemagne gefunden hatte und nun im Gespräch darüber äußerte, sie mache eine übertriebene Schilderung von der Ehrlichkeit der Deutschen, wodurch Ausländer irre geleitet werden könnten. Er lachte und sagte: »ja freilich, die werden den Koffer nicht anketten, und da wird er abgeschnitten werden«. Dann aber setzte er ernst hinzu. »aber wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennen lernen will, muß man sich mit der deutschen Litteratur bekannt machen«. — Wohl! Allein unter allen Unredlichkeiten der deutschen Litteratur ist die empörendste die Zeitdienerei vorgeblicher Philosophen, wirklicher Obskuranten. Zeitdienerei: das Wort, wenn ich es gleich dem Englischen nachbilde, bedarf keiner Erklärung und die Sache keines Beweises: denn wer die Stirn hätte, sie abzuleugnen, würde einen starken Beleg zu meinem gegenwärtigen Thema geben ... Sokrates ist dem Schierling und Bruno dem Scheiterhaufen nicht ausgewichen. Jene aber kann man mit einem Stück Brot seitabwärts locken

Noch sei hier bemerkt, daß die Billigkeit der Feind der Gerechtigkeit ist und ihr oft gröblich zusetzt: daher man ihr nicht zu viel einräumen soll. Der Deutsche ist ein Freund der Billigkeit, der Engländer hält es mit der Gerechtigkeit.

*

Ich denke, es ist nicht schwer einzusehn, daß wer dergleichen vorschickt, ein unverschämter Scharlatan ist, der die Gimpel betören will und merkt, daß er an den Deutschen des 19. Jahrhunderts seine Leute gefunden hat.

*

Eine Kunst hat dieser Hegel wirklich verstanden, nämlich die, die Deutschen bei der Nase zu führen. Das ist aber keine große.

*

Der Bewunderer jener Afterphilosophie wartet der Hohn der Nachwelt, dem jetzt schon der Spott der Nachbarn, lieblich zu hören, präludiert; — oder sollte es meinen Ohren nicht wohlklingen, wenn die Nation, deren gelehrte Kaste meine Leistungen, 30 Jahre hindurch, für nichts, für keines Blickes würdig, geachtet hat, — von den Nachbarn den Ruhm erhält, das ganze Schlechte, das Absurde, das Unsinnige und dabei materiellen Absichten Dienende, als höchste und unerhörte Weisheit 30 Jahre lang verehrt, ja vergöttert zu haben? Ich soll wohl auch, als ein guter Patriot, mich im Lobe der Deutschen und des Deutschtums ergen, und mich freuen, dieser und keiner andern Nation angehört zu haben? Allein es ist, wie das spanische Sprichwort sagt: cada uno cuenta de la feria, como le va en alla. (Jeder berichtet von der Messe, je nachdem es ihm darauf ergangen.) Geht zu den Demokolaken und laßt euch loben. Tüchtige, plumpe, von Ministern aufgepuffte, brav Unsinn schmierende Scharlatane, ohne Geist und ohne Verdienst, das ist's was den Deutschen gehört; nicht Männer wie ich. — Dies ist das Zeugnis, welches ich ihnen, beim Abschiede, zu geben habe. Wieland (Briefe an Merck S. 239) nennt es ein Unglück, ein Deutscher geboren zu sein: Bürger, Mozart, Beethoven u. a. m. würden ihm beigestimmt haben. Ich auch.

*

Dem allen entsprechend sehn wir das Duell im höchsten Flor und mit blutdürstigem Ernst betrieben, gerade bei der Nation, welche in politischen und finanziellen Angelegenheiten Mangel an wahrer Ehrenhaftigkeit bewiesen hat: wie es damit bei ihr im Privatverkehr stehe, kann man bei denen erfragen, die Erfahrung darin haben. Was aber gar ihre Urbanität und gesellschaftliche Bildung betrifft, so ist sie als negatives Muster längst berühmt.

*

Wie würdig stehn ihnen gegenüber die Franzosen da, mit ihrer redlichen Empirie, eingeständlich bestrebt, nur von der Natur zu lernen und ihren Gang zu erforschen, nicht aber ihr Gesetze vorzuschreiben. Bloß auf dem Wege der Induktion haben sie ihre so tief gefaßte, wie treffende Einteilung des Tierreichs gefunden, welche die Deutschen nicht einmal zu schätzen verstehn, sie daher in den Hintergrund schieben, um ihre eigene Originalität, durch sonderbare und schiefe Einfälle an den Tag zu legen, worüber sie sich dann untereinander bewundern, — diese scharfsinnigen und gerechten Beurteiler geistiger Verdienste. Welch ein Glück unter einer solchen Nation geboren zu sein!

*

Die Deutschen täten wohl, sich von der belobten Empirie und ihrer Handarbeit so weit abzumüßigen als nötig ist, Kant's Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft zu studieren, um einmal nicht bloß im Laboratorio, sondern auch im Kopfe aufzuräumen.

*

Was aber die Deutschen betrifft, so entspricht ihr Urteil über Goethes Farbenlehre den Erwartungen, die man sich zu machen hat von einer Nation, welche einen geist— und verdienstlosen, Unsinn schmierenden und durchaus hohlen Philosophaster, wie Hegel, 30 Jahre lang als den größten aller Denker und Weisen präkonisieren konnte, und zwar in einem solchen Tutti, daß ganz Europa davon widerhallte. Wohl weiß ich, daß desipere est juris gentium, d. h., daß jeder das Recht hat, zu urteilen, wie er's versteht und wie's ihm beliebt: dafür aber wird er sich dann auch gefallen lassen, von Nachkommen und zuvor noch von Nachbarn nach seinen Urteilen beurteilt zu werden. Denn auch hier gibt es noch eine Nemesis.

*

Ein eigentümlicher Fehler der Deutschen ist, daß sie, was vor ihren Füßen liegt, in den Wolken suchen. Ein ausgezeichnetes Beispiel hievon liefert die Behandlung des Naturrechts von den Philosophieprofessoren. Um die einfachen menschlichen Lebensverhältnisse, die den Stoff desselben ausmachen, also Recht und Unrecht, Besitz, Staat, Strafrecht u. s. w. zu erklären, werden die überschwänglichsten, abstraktesten, folglich weitesten und inhaltsleersten Begriffe herbeigeholt, und nun aus ihnen bald dieser, bald jener Babelturm in die Wolken gebaut, je nach der speziellen Grille des jedesmaligen Professors. Dadurch werden die klärsten, einfachsten, und uns unmittelbar angehenden Lebensverhältnisse unverständlich gemacht, zum großen Nachteil der jungen Leute, die in solcher Schule gebildet werden; während die Sachen selbst höchst einfach und begreiflich sind; wovon man sich

überzeugen kann durch meine Darstellung derselben ... Aber bei gewissen Worten, wie da sind Recht, Freiheit, das Gute, das Sein (dieser nichtssagende Infinitiv der Kopula) u. a. m. wird dem Deutschen ganz schwindlich, er gerät alsbald in eine Art Delirium und fängt an, sich in nichtssagenden, hochtrabenden Phrasen zu ergöhen.

*

Die Deutschen sind so selten originell, daß man nicht, sobald es einmal dazu gekommen ist, gleich mit Knitteln drein schlagen sollte ...

*

Den deutschen Schriftstellern würde durchgängig die Einsicht zustatten kommen, daß man zwar, wo möglich, denken soll wie ein großer Geist, hingegen die selbe Sprache reden wie jeder andere. Man brauche gewöhnliche Worte und sage ungewöhnliche Dinge: aber sie machen es umgekehrt. Wir finden sie nämlich bemüht, triviale Begriffe in vornehme Worte zu hüllen und ihre sehr gewöhnlichen Gedanken in die ungewöhnlichsten Ausdrücke, die gesuchtesten, präziösesten und seltsamsten Redensarten zu kleiden.

*

Beinahe ausnahmslos wird dieser Frevel gegen die Sprache in allen Zeitungen und größtenteils auch in den gelehrten Zeitschriften; indem, wie schon erwähnt, in Deutschland jede Dummheit in der Litteratur und jede Ungezogenheit im Leben, Scharen von Nachahmern findet und keiner wagt, auf eigenen Beinen zu stehn; weil eben, wie ich nicht bergen kann, die Urteilkraft nicht zu Hause ist, sondern bei den Nachbarn, auf Visiten. — Durch die besagte Exstirpation jener zwei wichtigen Temporum sinkt eine Sprache fast zum Range der allerrohesten herab. Es täte daher Not, daß man eine kleine Sprachschule für deutsche Schriftsteller errichtete, in welcher der Unterschied zwischen Imperfektum, Perfektum und Plusquamperfektum gelehrt würde; nächstdem auch der zwischen Genitiv und Ablativ ... Wie würde in andern Sprachen ein solcher Schnitzer aufgenommen werden? Was würden z. B. die Italiener sagen, wenn ein Schriftsteller di und da vertauschte!

*

Bloß der Deutsche macht keine Umstände, sondern geht nach seiner Laune, nach seiner Kurzsichtigkeit und Unwissenheit mit der Sprache um, wie es seiner geistreichen Nationalphysiognomie entspricht. — Dies alles sind keine Kleinigkeiten: es ist die Verhöhnung der Grammatik und des Geistes der Sprache durch nichtswürdige Tintenkleckser, nemine dissentiente. Die sogenannten Gelehrten (wissenschaftliche *Männer!*) eifern vielmehr den Journal— und Zeitungslitteraten nach: es ist ein Wettstreit der Dummheit und Ohrenlosigkeit. Die deutsche Sprache ist gänzlich in die Grabuge geraten: Alles greift zu, jeder tintenklecksende Lump fällt darüber her.

*

... So streng sind die andern Nationen hinsichtlich ihrer Sprache. — Diese Strenge der Engländer, Franzosen, Italiener ist keineswegs Pedanterie, sondern Vorsicht, *damit nicht jeder tintenkleck-*

sende Bube sich am Nationalheiligum der Sprache vergreifen dürfe, wie das in Deutschland geschieht.

*

Auch in geselligen Vereinen, Klubs und dergleichen kann man sehn, wie gern, selbst ohne allen Vorteil ihrer Bequemlichkeit viele die zweckmäßigsten Gesetze der Gesellschaft mutwillig brechen.

*

Die Deutschen hingegen zeichnen sich durch Nachlässigkeit des Stils, wie des Anzuges, vor andern Nationen aus, und beiderlei Schlumperei entspringt aus der selben im Nationalcharakter liegenden Quelle. Wie aber Vernachlässigung des Anzuges Geringschätzung der Gesellschaft, in die man tritt, verrät, so bezeugt flüchtiger, nachlässiger, schlechter Stil eine beleidigende Geringschätzung des Lesers, welche dann dieser, mit Recht, durch Nichtlesen straft. Zumal aber sind die Rezensenten belustigend, welche im nachlässigsten Lohnschreiberstile die Werke anderer kritisieren. Das nimmt sich aus, wie wenn einer im Schlafrock und Pantoffeln zu Gerichte säße. Wie sorgfältig hingegen werden Edin-burgh' review und Journal des Savants abgefaßt!

*

Bis vor ungefähr hundert Jahren schrieben, zumal in Deutschland, die Gelehrten *Latein*: in dieser Sprache wäre ein Schnitzer eine Schande gewesen: sogar aber waren die meisten ernstlich bemüht, dieselbe mit Eleganz zu schreiben; und vielen gelang es. Jetzt, nachdem sie, dieser Fessel entledigt, die große Bequemlichkeit erlangt haben, in ihrer eigenen Frau—Mutter—Sprache schreiben zu dürfen, sollte man erwarten, daß sie dieses wenigstens mit höchster Korrektheit und möglichster Eleganz zu leisten sich angelegen sein lassen würden. In Frankreich, England, Italien ist dies noch der Fall. Aber in Deutschland das Gegenteil! Da schmieren sie, wie bezahlte Lohnlakeien, hastig hin, was sie zu sagen haben, in den Ausdrücken, die ihnen eben ins ungewaschene Maul kommen, ohne Stil, ja ohne Grammatik und Logik ...

*

Dadurch kommt nunmehr die gänzliche philosophische Inkompetenz der ersten Hälfte des auf Kant in Deutschland folgenden Jahrhunderts an den Tag, während man sich, dem Auslande gegenüber, mit den philosophischen Gaben der Deutschen brüstet, — besonders seitdem ein englischer Schriftsteller die boshafte Ironie gehabt hat, sie ein Volk von Denkern zu nennen.

*

Wir wollen hoffen, daß die intelligenteren und feiner fühlenden Nationen auch hierin den Anfang machen und dann, auf dem Wege des Beispiels, die Deutschen ebenfalls dahin werden gebracht werden. Von diesen sagt inzwischen Thomas Hood (up the Rhine) for a musical people, they are the most noisy I ever met with (für eine musikalische Nation sind sie die lärmendste, welche mir je vorgekommen). Daß sie dies sind, liegt aber nicht daran, daß sie mehr als andere zum Lärmen geneigt wären, sondern an der aus Stumpfheit entspringenden Unempfindlichkeit derer, die es anzuhören haben, als welche dadurch in keinem Denken oder Lesen gestört werden, weil sie eben nicht denken, sondern bloß

rauchen, als welches ihr Surrogat für Gedanken ist. Die allgemeine Toleranz gegen unnötigen Lärm, z. B. gegen das so höchst ungezogene und gemeine Türenwerfen, ist geradezu ein Zeichen der allgemeinen Stumpfheit und Gedankenleere der Köpfe. In Deutschland ist es, als ob es ordentlich darauf angelegt wäre, daß vor Lärm niemand zur Besinnung kommen solle: z. B. das zwecklose Trommeln.

*

... Auf jene aber ist, in unsern Tagen, ein Geschlecht roher, unwissender und unfähiger Schmierer gefolgt, welches, mit vereinten Kräften, sich ein Geschäft daraus macht, durch Dilapidation der Wörter jenes alte Kunstwerk zu zerstören; weil eben diese Pachydermata für Kunstmittel, welche bestimmt sind, fein nuancierten Gedanken zum Ausdruck zu dienen, natürlich keinen Sinn haben: wohl aber verstehn sie, Buchstaben zu zählen. Hat daher so ein Pachyderma die Wahl zwischen zwei Wörtern, davon das eine, mittelst seines Präfixums oder Affixums, dem auszudrückenden Begriffe genau entspricht, das andere aber ihn nur so ungefähr und im allgemeinen bezeichnet, jedoch drei Buchstaben weniger zählt, so greift unser Pachyderma unbedenklich nach dem letztern und begnügt sich hinsichtlich des Sinnes mit dem *à peu près*: denn sein Denken bedarf jener Feinheiten nicht, da es doch nur so in Bausch und Bogen geschieht: — aber nur recht wenige Buchstaben! daran hängt die Kürze und Kraft des Ausdrucks, die Schönheit der Sprache. Hat er z. B. zu sagen: »so etwas ist nicht *vorhanden*«; so wird er sagen: »so etwas ist nicht da« ; wegen der großen Buchstabenersparnis. — Ihre oberste Maxime ist, allemal die Angemessenheit und Richtigkeit eines Ausdrucks der Kürze eines andern, der als Surrogat dienen muß, zu opfern; *woraus allmählig ein höchst matter und endlich ein unverständlicher Jargon erwachsen muß, und dergestalt der einzige wirkliche Vorzug, den die deutsche vor den übrigen europäischen Nationen hat, die Sprache, mutwillig vernichtet wird. Die deutsche Sprache nämlich ist die einzige, in der man beinahe so gut schreiben kann, wie im Griechischen und Lateinischen, welches den andern europäischen Hauptsprachen, als welche bloße patois ¹ sind, nachrühmen zu wollen lächerlich sein würde. Daher eben hat, mit diesen verglichen, das Deutsche etwas so ungemein Edles und Erhabenes.* — Wie sollte aber auch so ein Pachyderma ² Gefühl haben für das zarte Wesen einer Sprache, dieses köstlichen, weichen Materials, denkenden Geistern überliefert, um einen genauen und feinen Gedanken aufnehmen und bewahren zu können? Hingegen Buchstaben zählen, das ist etwas für Pachydermata! Seht daher, wie sie schwelgen in der Sprachverhunzung, diese edlen Söhne der »Jetztzeit«. Seht sie nur an! kahle Köpfe, lange Bärte, Brillen statt der Augen, als Surrogat der Gedanken ein Cigarro im tierischen Maul, ein Sack auf dem Rücken statt des Rocks, Herumtreiben statt des Fleißes, Arroganz statt der Kenntnisse, Frechheit und Kamaraderie statt der Verdienste. Edele »Jetztzeit«, herrliche Epigonen, bei der Muttermilch Hegel'scher Philosophie herangewachsenes Geschlecht! Zum ewigen Andenken wollt ihr euere Tat-

1 Mundart

2 Dickhäuter

zen in unsere alte Sprache drücken, damit der Abdruck, als Ichnolith, die Spur eures schalen und dumpfen Daseins auf immer bewahre. Aber *Di meliora!* Fort, Pachydermata, fort! *Dies ist die deutsche Sprache!* in der *Menschen* sich ausgedrückt, ja, in der große Dichter gesungen und große Denker geschrieben haben. Zurück mit den Tatzen! — oder ihr sollt — *hungern*. (Dies allein schreckt sie.)

Die meisten dieser Stellen waren mir bisher unbekannt. Man vergleiche die Auffassung von der tieferen deutschen Sprache und dem niedrigeren deutschen Sprecher mit der meinen, die mich gerade in der großen Zeit zu den Formulierungen in »Nachts« bestimmt hat. Was würde Schopenhauer zu den deutschen Sprechern und Schreibern von 1915 sagen? Pflastern können sie! Das würde er endlich zugeben; und vielleicht erkennen, daß die Entwicklung dieser Fähigkeit irgendwie in geheimnisvoller Proportion mit der Steinigung der Sprache zusammenhängt. Schopenhauer hat Forderungen der Kultur und der Zivilisation zusammengetan. Er schrieb:

... dem Deutschen sind, in allen Dingen, Ordnung, Regel und Gesetz verhaßt: er liebt sich die individuelle Willkür und die eigene Kaprice, mit etwas abgeschmackter Billigkeit, nach eigener schwacher Urteilskraft, versetzt. Daher zweifle ich, ob jemals die Deutschen lernen werden, sich, wie jeder Brite in den drei vereinigten Königreichen und allen Kolonien unverbrüchlich tut, auf Straßen, Wegen und Stegen allemal *rechts* zu halten; — so sehr groß und augenfällig auch der Vorteil davon wäre.

Nun, er würde Augen machen. Er hat den Fehler begangen, in ihnen nicht schon damals das ausschließliche Talent, dereinst *rechts* zu gehen, zu entdecken. Sie tun und können ja nichts anderes. Damals waren sie noch Österreicher — die freilich heute, weil es eben Österreicher sind, dazu erzogen werden sollen, links zu gehen. Aber daß die Deutschen heute wissen, besser als irgendeine andere Nation wissen, wie man sich auf einer gut gepflasterten Straße zu bewegen hat, das müßte Schopenhauer zugeben. Und er würde zugeben, daß ihnen die Straße fast ein so fügsames Verkehrsmittel geworden ist wie die Sprache.

Abschied und Wiederkehr ¹

OFFENBARUNG

Löst sich die Lust von ihrem letzten Lohn,
so klammert sich ans Herz ein Klage-ton.

O ewiger Abschied ewiger Wiederkehr —
wohin entrinnst du und wo kommst du her!

Du Echo, das mit einer Nymphe ruft
in der Geschlechter unnennbare Kluft!

Du Stimme, die mit einer Nymphe weint,
weil die Natur so trennt, was sie vereint —

¹ s. a. Heft 426 S. 39

Schmerzvoller Nachhall der Unendlichkeit!
Du Angst des Blickes in die Endlichkeit!

Durch alle Schöpfung blutet dieser Riß —
Echo klagt immer wieder um Narziß.

Hat es der Schöpfer denn gewollt, gewußt?
Lust so von Lust verkürzt, ergibt Verlust.

Lebendige Lust, du klagst am Sarg der Lust,
von deren Tod du selber sterben mußt.

Du Grabwind, Leid und Lied zum eignen Grab,
du willst nicht in den finstern Tag hinab.

So leuchtend war die Nacht; der Tag ist grau.
Entläßt die Nacht den Tag, so weint sie Thau.

Stumm ist die Wonne, der das Wort entspringt.
Lust weckt den Geist, der ihr kein Wort entringt.

Du letzter Laut, der mir von weit her spricht,
mir wird die Sprache, du bist das Gedicht!

Du reichstes Glück, das im Gewinn verlor,
du größte Kraft, die an der Glut erfror,

du Augenblick der Liebestodesangst,
der du dich selber zu verlieren bangst —

verweile Augenblick, du bist so schön!
Ich sag's zu ihm. Ich hab das Aug gesehn!

LEGENDE

Doch ist er fort. Sie hat ihn mitgenommen
beim Abschied ihrer selbst. Ich stand beklommen.

Wie alles Licht in Rauch und Nebel schwand —
ein armes Hündchen plötzlich vor mir stand.

Sah zu mir auf und hatte ihren Blick.
Ließ sie mir ihn als Unterpfand zurück?

Und wie es wimmernd immer zu mir schaut,
so war's ihr Schmerz, so war's ihr Klagelaut.

Ihr Abschied war's und war ihr Wiedersehn —
die Zeit bleibt stehn, ein Wunder ist geschehn.

Dies Auge, diesen Ton hab ich gekannt!
Vergehendes ist in die Zeit gebannt.

Die lustverlorne Göttin ward ein Schall;
er rief mich aller Wände aus dem All.

Nun ruf' ich ihn zurück; ich warte hier —
da ruft er mich verwandelt aus dem Tier.

Wir kennen uns, ich und die Kreatur —
es ist ein Wunder: glaubet, glaubet nur!

Die letzte Spur vom Glück ist neues Glück.
Das Echo ging, ein Echo blieb zurück.

Leid klagt um Lust, ich klage um das Leid;
nun ist es da, so ist die Lust nicht weit.

Verlorner Lust verlorne Klage klingt.
Ich höre nur, daß jetzt ein Engel singt.

Verlorner Lust verlорner Ton ertönt.
Ich sehe eine Seele, die sich sehnt

und wiederkehrt. Der Abschied ist ein Spiel.
Sie ging und suchte, bis sie hin zum Ziel,

vorbei der Menschheit, irdisch unerkannt,
den Weg durch ein verlорnes Hündchen fand.

Wiese im Park

Wie wird mir zeitlos. Rückwärts hingebannt
weil' ich und stehe fest im Wiesenplan,
wie in dem grünen Spiegel hier der Schwan.
Und dieses war mein Land.

Die vielen Glockenblumen! Horch und schau!
Wie lange steht er schon auf diesem Stein,
der Admiral. Es muß ein Sonntag sein
und alles läutet blau.

Nicht weiter will ich. Eitler Fuß, mach Halt!
Vor diesem Wunder ende deinen Lauf.
Ein toter Tag schlägt seine Augen auf.
Und alles bleibt so alt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jshoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3